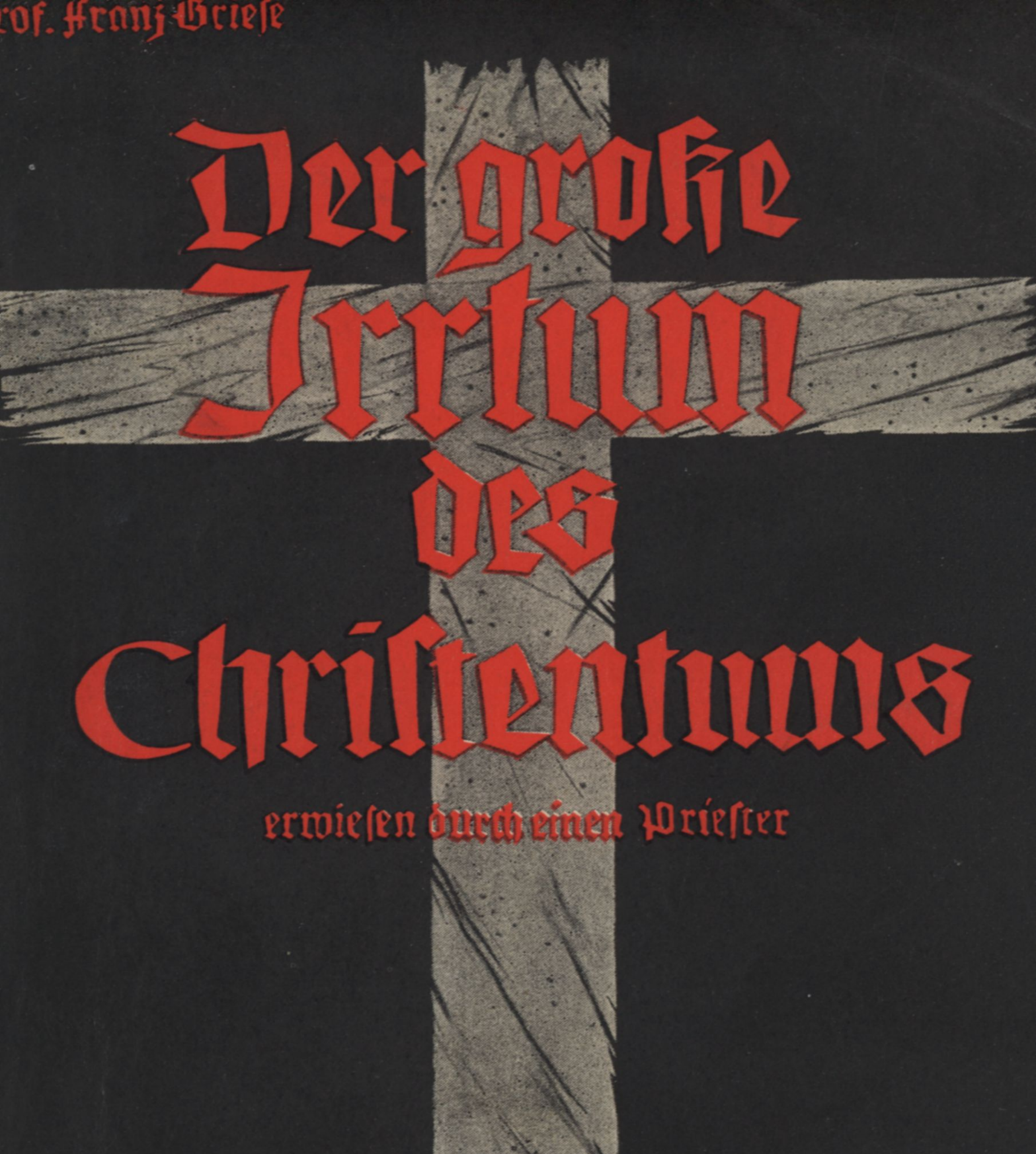


Ludendorffs Verlag G. m. b. H. Münche



Der große Irrtum des Christentums

erwiesen durch einen Priester

von

Prof. Franz Griese

(1. Auflage 1936)

17.—21. Tausend



1937

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Inhaltsverzeichnis

Printed in Germany / Druck der Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen

Vorbemerkung des Herausgebers

In dieser Schrift setzt sich Professor Franz Griese als ehemaliger Theologe und Priester mit der Kirche innerhalb der christlichen Lehre selbst auseinander. Er zeigt dem Christen, wie seine eigene Kirche die Lehren, die er als „göttliche Offenbarung" ansehen soll, verändert und eigenmächtig umgestaltet hat. Er weist dem Christen nach, daß die Kirche irgendwelche Ansprüche auf Anerkennung gar nicht erheben kann, ja, daß gerade der gläubige Christ seine eigene Kirche ablehnen muß, falls er wahrhaft gläubig ist. Daher läßt der Verfasser die christliche Lehre hier einmal auf sich beruhen, ohne diese selbst im einzelnen zu beurteilen und entsprechend zu bewerten. Die Eigenart dieser Auseinandersetzung im Rahmen des Christentums machte bereits aus Raumgründen ein näheres bewertendes Eingehen auf die einzelnen christlichen Lehren unmöglich. Sie haben hier nur die Bedeutung einer Grundlage, von der ausgehend die von der Kirche bewirkten Veränderungen deutlich gemacht werden sollen. Um Irrtümern und falschen Auslegungen vorzubeugen, sei bemerkt, daß wir uns den hier vorgetragenen Standpunkt oder den Inhalt christlicher Lehren in keiner Beziehung oder in irgendeiner Form zu eigen machen. Ebensowenig teilen wir jene vorgetragenen, zeitlich bedingten Standpunkte der Entwicklunglehre u. dgl., welche der Verfasser lediglich als Beispiele anführt, um zu zeigen, wie sich die Kirche bemühte, ihre Lehre mit jenen Lehren in Übereinstimmung zu bringen. Wir lehnen vielmehr die christliche Lehre in ursprünglicher, als auch in der von der Kirche geänderten Form restlos als jüdische Fremdlehre ab. Frau Dr. Mathilde Ludendorff hat die verheerende Wirkung dieser Lehre in ihren Werken dargestellt und die Wege zu einem Deutschen Gotterkennen gewiesen.

Wenn der Christ eingesehen hat — und er wird es einsehen müssen —, daß er besonders als Christ seine Kirche und ihre Dogmen aus seinem Glauben heraus ablehnen muß, wird er sich fragen müssen, ob einer Lehre überhaupt „göttliche Wahrheit" zugesprochen werden kann, die von Menschen nach Belieben verändert und ihren Machtzielen entsprechend umgestaltet werden kann. Hat der Christ erst erkannt, daß er seine Kirche als Christ ablehnen muß, wird er sich entschließen müssen, dieser Kirche die Gefolgschaft aufzusagen.

Die Ungereimtheiten im Christentum selbst aufzuzeigen, den Christen ihren Irrtum von der Heiligkeit der Sakramente und Dogmen auch vom christlichen Standpunkt nachzuweisen, ist ein Hauptteil dieser Schrift gewidmet und ist die Absicht des ehemaligen Priesters und Theologen, der diesen Irrtum des Christentums erkannt und folgerichtig gehandelt hat.

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Erklärung

Wenn ich mit dieser neuen Schrift mich an die öffentliche Meinung Deutschlands und ganz besonders an die Vertreter der Wissenschaft wende, so geschieht das aus Gründen, die in der Tat die öffentlichen Belange in weitestgehender Weise betreffen und eine entschiedene Stellungnahme erfordern.

Als ich im Ostermond (April) 1924 den jetzigen Erzbischof von Paderborn, Herrn Kaspar Klein, in Werl aufsuchte, um ihm meinen Entschluß mitzuteilen, aus der Kirche auszutreten, überreichte ich ihm die Gründe meines Austrittes in einem Manuskript, das im ersten Teile meiner Schrift „Ein Priester ruft: los von Rom und Christo" wiedergegeben ist. Der Bischof las das Manuskript durch und sagte mir am nächsten Tage, er könne die dort vorgebrachten Einwände jetzt nicht widerlegen, da ihm sein Amt nicht erlaube, sich theologischen Spezialstudien hinzugeben; er werde aber meine Schrift, um deren Nichtveröffentlichung er bat (sie war schon im Druck), widerlegen lassen. Auf diese Widerlegung warte ich bis heute.

Gleich nach dem Erscheinen meiner Schrift habe ich diese unter Einschreiben mit Rückantwort samt einem Briefe an den Papst gesandt, und mich bereit erklärt, in öffentlicher Diskussion mit von ihm ernannten Theologen meine Behauptungen zu verteidigen. Der Papst hat natürlich in keiner Weise sich zu meinem Anerbieten geäußert und mir nicht einmal die Ehre erwiesen, mein Buch auf den Index zu setzen.

Im Laufe der letzten drei Jahre habe ich mich immer wieder schriftlich an die in Fulda versammelten Bischöfe Deutschlands gewendet und sie aufgefordert, meine Schrift zu widerlegen. Ich habe sogar für eine sachliche Widerlegung ihnen meine bedingunglose Unterwerfung angeboten. Freilich habe ich ihnen auch gesagt, ich würde sie andernfalls vor Gott und der Welt anklagen, daß sie, noch dazu im Auftrage einer fremden Macht, der des Papstes, eine Lehre verkünden, deren Haltlosigkeit wissenschaftlich einwandfrei erwiesen worden sei. Indes, auch die Bischöfe, an die ich meine Schrift einzeln sandte, haben in keiner Weise geantwortet.

Wie nun meine Leser wissen, handelt es sich in meiner Schrift um ein Zweifaches:

Erstens habe ich den Widerspruch einer ganzen Reihe katholischer Dogmen mit der Bibellehre nachgewiesen und damit allein schon ihre nichtapostolische Herkunft dargetan, wodurch die Unfehlbarkeit des Papstes, die mit jedem Dogma steht und fällt, vollständig vernichtet wird.

Zweitens leitete ich aus der Nichterfüllung der Prophezeiung Christi von seiner noch zu Lebzeiten der Apostel sich zu vollziehenden Wiederkunft zum Weltende und Weltgericht den wissenschaftlich einwandfreien Beweis ab, daß Christus nicht Gott sein konnte; daß er ferner mit dieser verfehlten Prophezeiung sich auch des Rechtes begeben habe, als ein von Gott gesandter Religionstifter Anerkennung zu verdienen, und schließlich, daß Christus sich mit seiner falschen Voraussage in ein geradezu verdächtiges Licht stellt, namentlich wenn man bedenkt, daß Christus einzig mit dieser Lehre seine Apostel anwarb, und diese

wiederum, einzig mit der Drohung von Christi Wiederkunft und dem nahen Weltende die ersten Christen in ihrer Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit für den christlichen Glauben eingefangen haben.

Hieraus ergibt sich ohne weiteres, daß das ganze Christentum auf einer ungeheuren Täuschung aufgebaut ist, die, falls der Urheber sie als solche erkannt hätte, einen religiösen Betrug schlimmster Art darstellt; falls er aber unbewußt sie aussprach, als eine Selbsttäuschung bezeichnet werden muß, die die Person Christi in den Augen jedes unvoreingenommenen Menschen völlig unmöglich macht.[1])

In jedem Falle aber liegt in dieser verfehlten Prophezeiung Christi, die geradezu auf jeder Seite des Neuen Testamentes sich wiederholt, eine ungeheure Anklage gegen die Person Jesu, so wie ich sie in der vorhergehenden Schrift ausgesprochen und in der neuen erweitert habe.

Zu dieser doppelten Anklage nun gegen die Lehre der Kirche und die Person Christi schweigt der Papst, schweigen die Bischöfe und schweigen die Theologen — samt der vielgerühmten Unfehlbarkeit und samt allen „Beweisen" für die Gottheit Christi! Man duldet es, sage ich, daß die ganze Unapostoligkeit der katholischen Kirche entlarvt und daß die Person Christi mit dem schwerwiegendsten Verdachte belastet wird, ohne auch nur ein Wort der Verteidigung für beide zu finden, und obwohl der Eid diese Leute bindet, die „Wahrheiten" der Kirche allen Menschen gegenüber zu verteidigen.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten, dieses Verhalten der berufenen Vertreter der Kirche zu erklären: entweder wollen sie nicht mein Buch widerlegen, oder sie können es nicht.

Ersteres wäre sinnlos in dem Falle, daß die Möglichkeit bestände, meine Schrift zu widerlegen. Denn die Pflicht der Widerlegung wäre alsdann für die theologischen Kreise um so größer, als ich in meiner Eigenschaft als ehemaliger katholischer Priester die kirchliche und christliche Lehre in sachlicher und dabei denkbar schärfster Form, gestützt auf langjährige Studien und mit geradezu in die Augen fallenden Beweisgründen, widerlegt habe. Es wäre da geradezu ein Verrat an Christus und der Kirche, ausgerechnet gegenüber den schwersten Vorwürfen zu schweigen, wenn deren Widerlegung möglich wäre.

Somit bliebe nur die zweite Möglichkeit bestehen, daß eben eine sachliche und wissenschaftliche Widerlegung meiner Schrift unmöglich ist. Mit anderen Worten: meine Einwände gegen die Lehren der katholischen Kirche und gegen die Person Christi bestehen zu Recht.

In diesem Falle aber würde das Schweigen der theologischen Kreise ebenfalls einen doppelten Verrat bedeuten, und zwar:

Erstens einen Verrat an der Wahrheit, da man mit einer geradezu staunenswerten Gewissenlosigkeit fortfährt, Lehren zu verkünden, deren Irrtum erwiesen ist.

Zweitens aber, und vor allem, bedeutet es einen Verrat am Volke, wenn man ihm heute noch jüdische Irreführungen und römische Fälschungen als religiöse „Wahrheit" vorsetzt.

Aus diesen beiden Gründen wende ich mich daher an die öffentliche Meinung Deutschlands und vor allem an die Hüter der wissenschaftlichen Wahrheit und Wahrhaftigkeit, die mit an erster Stelle berufen sind, dafür Sorge zu tragen, daß endlich einmal mit jenen irrigen, dazu fremdländischen Lehren aufgeräumt werde, namentlich da diese unser

[1]) Es handelt sich natürlich hier nur um den biblischen Jesus Christus, denn von einem geschichtlichen ist nichts bekannt.

ganzes Volksleben beherrschen und es durchdringen. Solange nämlich auf seelischem Gebiete das Deutsche Volk an unrichtigen Auffassungen krankt, von falschen Lebensanschauungen genährt wird, und sich Hoffnungen hingibt, die nie erfüllt werden, die aber im Gegenteil ihm den Blick für die Wirklichkeit des Lebens und seine wahren Aufgaben und Pflichten trüben, solange überdies ein großer Teil des Volkes die Hauptquelle jener Irrungen, nämlich Rom, über sein eigenes Land stellt — und Rom verlangt das unerbittlich —, solange ist an eine vollständige Genesung und an eine seelische Geschlossenheit, wie sie der Feldherr immer und immer wieder und mit vollstem Rechte verlangt, nicht zu denken. Und solange bleibt die Gefahr bestehen, daß Rom, über kurz oder lang, dennoch zu seinem Ziele kommt und mühevolle, jahrzehntelange Arbeit über Nacht zugrunde richtet.

Das Deutsche Volk erwacht und erkennt die Gefahren und Irrtümer. Mögen die Deutschen Wissenschaftler diesen Mahnruf verstehen und nicht länger mit ihrem Urteil im Rückstand oder gar gleichgültig bleiben, sonst könnte es geschehen, daß das erwachende Deutsche Volk sich über solche „Wissenschaftler" nicht nur seine eigene Meinung bildet und über sie hinwegschreitet, sondern daß damit allen Wissenschaftlern das Vertrauen auf ihre Wahrheitliebe und Zuverlässigkeit entzogen wird.

Buenos Aires, im Ostermond 1936.

gez. Prof. Franz Griese.

Einleitung

Es ist eine in der Geschichte Deutschlands immer wieder bestätigte Tatsache, daß der größte Widerstand gegen die innere Einigung unseres Volkes seine religiöse Entzweiung bildet.

Wie unheilvoll hat sich dieser schlimmste aller Zwiste seit den Tagen der Gegenreformation ausgewirkt, wo er Deutschland in ein hundertfältiges Staatengebilde verwandelte, den Dreißigjährigen Krieg heraufbeschwor [1]) und, bis zum Weltkriege, Katholiken und Protestanten in zwei, sich stets von neuem bekämpfende, unversöhnliche Feinde schied.

Ganz besondere Schuld trifft hier zweifelsohne romhörige katholische Volksteile, soweit sie ihre protestantischen Mitbürger nur als Häretiker und damit als Christen zweiter Ordnung betrachteten und aus prinzipiellen Gründen jedwede Aussöhnung ablehnten.

Indes noch aus einem andern Grunde hat der romhörige Katholik sich an seinem Vaterlande verfehlt, und zwar wegen seiner Fremdhörigkeit, die ihn dazu verleitete, die Belange seines Vaterlandes in der unverantwortlichsten Weise denen seiner Kirche unterzuordnen.

Um sich von dieser Tatsache zu überzeugen, braucht man gar nicht soweit in die Geschichte zurückzugreifen. Die unheilvolle Tätigkeit des katholisch-österreichischen Herrscherhauses während des Weltkrieges [2]), die von Katholiken und Marxisten 1918 heraufbeschworene Revolution [3]), die von katholischen Geistlichen und Zentrumsführern geleitete rheinische Separatistenbewegung, die unter Roms Leitung betriebene, und von der katholischen Regierung Österreichs so treu durchgeführte Gegen-Anschluß-Bewegung, die Hemmung der Zentrumspartei in Danzig und die unseligen Maßnahmen katholischer Bischöfe und katholischer Kleriker zur Verhinderung der inneren Einigung des Deutschen Volkes, das alles dürfte jedem vaterlandsliebenden Deutschen die Augen öffnen und ihm zeigen, wo der schlimmste Feind steckt.

An dieser Tatsache ändert die Saarabstimmung nicht das geringste. Hat doch niemand bis zur letzten Stunde gewußt, wie sich die auf die Kirche hörenden Katholiken verhalten würden. Hätten die Katholiken des Saargebietes von vornherein eindeutig ihre Treue zum Vaterland bekundet und keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie rückhaltlos ihre Vaterlandspflicht erfüllen würden, so würde man in Deutschland nicht mit soviel Hangen und Bangen der Volksabstimmung entgegengesehen haben. Hier im Ausland jedenfalls herrschte in der gesamten Presse nur eine Meinung darüber, daß nämlich die Katholiken des Saargebietes für den Status quo abstimmen würden. Und in der Tat, auf eine unzweideutige Erklärung ihrerseits hat man vergeblich gewartet. Mehr noch! Wenn die Priester jenes Gebietes — von nicht wenigen Ausnahmen abgesehen — es schließlich doch nicht wagten, für den Status quo einzutreten, so sind die tieferen Beweggründe dafür nur darin zu suchen, daß sich ein solcher Verrat im Vaterlande entsprechend ausgewirkt

[1]) Siehe „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende", unter Buchanzeigen am Schluß.
[2]) Siehe „Nie wieder Habsburg", Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.
[3]) Siehe „Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren", Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

hätte. — Es sollte auch keinem Deutschen verborgen bleiben, daß weite Teile der hohen und niederen Geistlichkeit lieber heute als morgen alle Kräfte, die zur Einigung Deutschlands jetzt mitwirken, zerstören möchten — was nur allzu deutlich aus ihrem Verhalten zu ersehen ist.

Daher ist an eine wirkliche Einheit des Deutschen Volkes gar nicht zu denken, solange nicht der Bann jener widerstrebenden Mächte gebrochen wird. Was nützt aber alle äußere Einheit, solange die innere fehlt, solange die offene und geheime, bewußte und unbewußte Verhetzung weitergeht?

Aus diesem Grunde ist es die ernste Pflicht aller derer, denen die Sorge um die innere Einheit des Deutschen Volkes über alles geht und mehr als alles andere am Herzen liegt, dafür Sorge zu tragen, daß hier ein endgültiger und gründlicher Wandel geschaffen werde.

Ja, wenn es möglich wäre, das große Hindernis der Einigung unseres Vaterlandes zu beseitigen und ihm den inneren Frieden zu schenken, so sollte keine Mühe und kein Opfer gescheut werden dürfen, um das hohe Ziel zu erreichen.

Und es ist wirklich möglich.

Welches ist nämlich die Ursache des Verhaltens mancher katholischer Volksteile und ihrer Priester? Ganz zweifelsohne ist es der Glaube an die alleinseligmachende katholische Kirche und ihre Unfehlbarkeit, die sie in den Augen jener Katholiken über jedwede weltliche Macht, also auch über das eigene Vaterland weit hinaushebt.

Indem nämlich ein Katholik, der die wirkliche Kirchengeschichte völlig verkennt, glaubt, der Papst sei der Stellvertreter Christi und mit der Unfehlbarkeit begabt, so daß einzig und allein die katholische Kirche die wahre sei, muß er sich notgedrungen und aus Gewissenspflicht von jener Kirche leiten lassen. Das kann ihm um so weniger verdacht werden, als für ihn Gott selbst durch Christus und durch den Mund seiner Kirche spricht, so daß jede Menschensatzung Gottes Anordnung weichen muß.

Es gibt daher nur ein einziges Mittel, solche Christen für die innere Einigung des Vaterlandes zu gewinnen, und dieses Mittel ist der wissenschaftliche Nachweis, daß der Glaube an die alleinseligmachende unfehlbare Kirche nicht zu Recht besteht.

Wenn dieser Nachweis von zuständiger Seite erbracht und in überzeugender Weise jenem Volksteile nahegelegt werden könnte, so würde damit der verheerende Bann gebrochen, der die innere Einigkeit unseres Vaterlandes zu verhindern vermag.

Habe ich doch an mir selbst die unwiderstehliche Wirkung dieses Nachweises erfahren. Dabei kam ich ohne fremde Hilfe darauf, durch eigenes, jahrelanges Studium, ganz gegen meinen Willen und ohne je ein Buch gelesen zu haben, das der katholischen Lehre widersprach. Obendrein war ich Priester; und trotzdem sah ich mich genötigt, der Wahrheit getreu zu handeln und alles zu verlassen, was ich durch fast 35 Jahre als Höchstes und Heiligstes betrachtet hatte.

Aus diesem Grunde habe ich die unerschütterliche Gewißheit, daß die gleichen Gründe, die mich einst überzeugten, daß der Glaube an die alleinseligmachende, unfehlbare, römische Kirche ein Irrtum sei, auch jeden andern Katholiken eines besseren belehren und ihn damit dem unheilvollen Einfluß jener Kirche entziehen werden. Dies dürfte namentlich bei der Jugend der Fall sein, die für die Wahrheit weit empfänglicher ist als das Alter, und obendrein heute viel selbständiger, unabhängiger und dem Deutschvölkischen Gedanken näher steht, so daß da vielfach schon ein ernstlicher Beweis genügen wird, um den letzten Anstoß zu geben.

Und wenn auch nicht alle und zu gleicher Zeit sich von der römischen Kirche lossagen, wenn es auch vieler Geduld und vieler Mühe bedarf, was verschlägt es, wenn nur das eine, das große Ziel der inneren Einigkeit unseres Volkes erreicht wird.

Aber gerade deshalb wird es nötig sein, daß hier mit aller Sorgfalt vorgegangen wird. Es kann nur dann ein sicherer Erfolg erhofft werden, wenn der Schlag, der die römische Kirche treffen soll, mit aller Gründlichkeit vorbereitet wird.

Und da müssen die Männer der Deutschen Wissenschaft einspringen.

Der Glaube an die Wahrheitliebe und die absolute Zuverlässigkeit der Deutschen Wissenschaft steht unumstößlich im Herzen der Deutschen Jugend fest. Und wenn die Männer der Wissenschaft die von mir aufgeworfenen Fragen einer streng wissenschaftlichen Nachprüfung unterziehen und dabei zu dem gleichen Ergebnis wie ich gelangen würden, so wäre ein großer Fortschritt im Kampf um die Seele des romgebundenen Volksteils erreicht.

Man halte dem nicht entgegen, daß meine Einwände gegen die römische Kirche theologische Fragen wären und daher von den Theologen überprüft werden müßten.

Ganz im Gegenteil! Das ist ja das große Unglück, daß sich mit diesen so überaus wichtigen Fragen bis jetzt nur Leute befaßt haben, die alles nur mit dem von ihrer religiösen Erziehung geleiteten und von ihrer Kirche aufgezwungenen Vorurteil betrachteten, denen daher die wichtigste Voraussetzung für die wissenschaftliche Forschung fehlte: vorurteilslose Unparteilichkeit. Man betrachte nur einmal die grundverschiedene Einstellung arianischer, katholischer, protestantischer, kalvinistischer und anderer christlicher Theologen in bezug auf ein und dieselbe christliche Lehre. Sie beurteilen eben alles nur von ihrem kirchlichen Standpunkt aus, ja, würden sich des „Abfalles" schuldig machen, wenn der eine dem andern auch nur ein Härchen zugestände. Schon aus diesem Grunde sollte eine wissenschaftliche Nachprüfung von unparteiischer Seite erfolgen.

Aber noch aus einem andern Grunde sollte das geschehen. Die Fragen, deren Lösung mich zum Austritt aus der römischen Kirche veranlaßten, sind sämtlich historischer, philologischer und philosophischer Art, gehören also zum ureigensten Gebiete der diesbezüglichen Fachwissenschaft. Sie haben mit der Theologie nur insofern etwas zu tun, als sie den bindenden Nachweis erbringen, daß eben die theologischen Lehren wissenschaftlich unhaltbar, ja irrig sind, weil sie der geschichtlichen Wahrheit widersprechen. [4])

Es ist dabei zu bedenken, daß die römische Kirche mit jedem ihrer Dogmen steht und fällt. Daher bedarf es an sich nur des Nachweises, daß ein einziges Dogma der katholischen Kirche auf Irrtum beruht, so fällt damit die Unfehlbarkeit und folgerichtig das ganze Glaubensgebäude der katholischen Kirche in sich zusammen. Nun aber habe ich ausgeführt, daß eine ganze Reihe von katholischen Dogmen Irrtümer sind. Daher dürfte der von der Wissenschaft erbrachte Beweis der Richtigkeit meiner Behauptungen um so größer und nachhaltiger wirken.

Ist auf diese Weise einmal die geschichtliche Wahrheit festgelegt, so erhebt sich die Frage, ob es im neuen Deutschland gestattet sein darf, daß eine Konfession, noch dazu im Namen Roms, die geschichtliche Wahrheit fälscht und die öffentliche Meinung irreführt. Die katholische Kirche mag schließlich soviel Dogmen und Sakramente lehren wie ihr beliebt; aber die aller Wahrheit hohnsprechende Behauptung, daß jene Dogmen und

---

[4]) Es ist demnach unsinnig, daß heute noch Universitäten eine theologische Fakultät haben.

Sakramente, deren geschichtliche Entstehung und Entwicklung sich genau nachweisen läßt, von Christus stammen, ist in jeder Beziehung moralisch höchst verwerflich.

Und dann wäre der Zeitpunkt gekommen, wo der Staat die Kirche mit Fug und Recht in die ihr gebührenden Schranken zurückweist und namentlich den Einfluß Roms ein für allemal gründlich beseitigen könnte.

Indes muß noch ein Schritt weitergegangen werden.

Der Beweis gegen die Unfehlbarkeit der römischen Kirche allein genügt nicht. Es wäre damit eigentlich nur soviel erreicht, daß der Katholik seine protestantischen Mitbürger nicht mehr als Häretiker betrachten könnte und sich mehr für eine innere Einigung gewinnen ließe. Vollkommen aber würde diese Einigung nicht sein.

Denn auch im Protestantismus wirken viele Priester als Bibelgläubige gegen arteigenes Volkstum. Auch sie widersetzen sich der so ersehnten Volkseinheit, in der alle für einen und einer für alle bis zum letzten Lebensatem sich einsetzen sollen.

Dazu kommt, daß es heute Millionen Deutscher Männer und Frauen gibt, die dem Beispiele vieler großer Deutscher, ja der Besten unseres Volkes folgend — ich nenne nur Friedrich den Großen, Kant, Fichte, Schopenhauer, Schiller u. a. [5]) —, sowohl mit der katholischen als auch der protestantischen Kirche gänzlich gebrochen und ihre religiöse Befriedigung in einem arteigenen Glauben gefunden haben.

Diese Männer und Frauen — und es sind wahrlich die schlechtesten nicht — haben die auf wissenschaftlichen Gründen beruhende Überzeugung, daß das Christentum, einst mit Feuer und Schwert unsern Vorfahren aufgezwungen, nichts weiter als eine Fortsetzung der jüdischen Religion sei und, wie diese, sich gänzlich im Irrtum befinde.

Daher müßten auch die Beweisgründe dieser Deutschen von der Wissenschaft mit aller Unvoreingenommenheit geprüft werden. Denn sonst würde die so erstrebte innere Einigkeit doch nicht erreicht. Auch kann man nicht diese Millionen wahrhafter Deutscher mit verächtlichem Stillschweigen übergehen. Was heute zwei oder drei Millionen sind, werden morgen zwanzig oder dreißig Millionen sein, und das große Problem bliebe hernach so ungelöst wie zuvor.

Nach dem Grundsatz: „Gleiches Recht für alle!" sollte daher die ganze religiöse Frage einer unterschiedslosen, wahrhaft unparteiischen, wissenschaftlichen Prüfung unterzogen werden, damit endlich einmal die volle religiöse Wahrheit ans Licht gebracht werde.

Um nun an die praktische Verwirklichung des hier gemachten Vorschlags zu gehen, habe ich in dieser Schrift die gesamten Fragen, die mich zur Abkehr vom Christentum bestimmten, in Form von kurzen Skizzen zerlegt, die ihrerseits als Unterlagen für wissenschaftliche Einzeldarstellungen dienen sollen.

Es wird dabei vieles schon Bekannte zur Sprache kommen müssen; aber auch manches Neue geboten werden, zumal eine tiefgründige Erforschung von selber manches aufdecken wird, was der Welt bisher verborgen war.

Mit Deutschem Gruß von fremder Erde

Buenos Aires, den 1. Mai 1935. Franz Griese, Professor.

---

[5]) Siehe „Friedrich der Große auf seiten Ludendorffs", „Schiller und das Christentum", „Schiller, ein Deutscher Revolutionär", Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

Erster Teil

Einwände gegen die katholische Kirche

Einführung

Im ersten Teile dieses Buches werden die hauptsächlichsten Irrtümer und Fehler zur Sprache gebracht, die der katholischen Kirche vorgeworfen werden.

Dieser Teil zerfällt in vier Abschnitte, die nacheinander die Grundfehler der katholischen Kirche, ihre Irrtümer in der Sakramentenlehre, ihre sonstigen Änderungen der Lehre Christi, und schließlich ihr Dogma von der Gottheit Christi behandeln.

Die vierzehn Einzeldarstellungen, die hier skizziert werden, müssen immer wieder den Gegensatz hervorheben, der zwischen der Lehre der katholischen Kirche und der Lehre Christi und der Apostel besteht. Je klarer dieser Gegensatz herausgearbeitet wird, je mehr gezeigt wird, daß die katholische Kirche alles andere als apostolisch ist, um so besser wird der hier verfolgten Absicht gedient.

Das soll keineswegs heißen, daß die Wissenschaft nach vorgefaßten Ideen arbeiten muß — ganz und gar nicht. Die Dinge liegen vielmehr so, daß die Abkehr der katholischen Kirche von der apostolischen Ordnung derart offensichtlich ist, daß nur religiöser Fanatismus und religiöse Beschränktheit sie verkennen kann, und diese gilt es zu beseitigen.

Erst wenn dem Katholiken die Binde von den Augen genommen wird, dürfte er auch die Furcht verlieren, die ihn an seinen Glauben kettet.

Blindheit und Furcht sind somit die beiden größten Hindernisse im Kampfe um den Sieg der Wahrheit. Beide zu überwinden, soll die ständige Sorge derjenigen sein, die diese Einzeldarstellungen zu schreiben gedenken.

I. Abschnitt

Einleitung

Die drei Einzeldarstellungen dieses ersten Abschnittes sind insofern von Bedeutung, als sie die Quellen fast aller Irrungen, namentlich jener der katholischen Kirche aufdecken werden.

Es wird sich dabei zeigen, daß die Hauptschuld die Theologen früherer Jahrhunderte tragen. Der Umstand jedoch, daß die heutigen Theologen die von einer früheren Zeit begangenen Irrtümer nicht eingestehen wollen, macht sie der gleichen Fehler schuldig, ja noch viel mehr schuldig als jene, da ihnen heute die Erkenntnisse der Wissenschaft und Forschung zur Verfügung stehen, die jenen noch fehlten.

Als Hauptquellen nennen wir: falsche Bibelübersetzung, übertriebene Bibelauffassung und krankhafte Dogmatisierungsucht.

1. Einzeldarstellung

Falsche Bibelübersetzung und ihre Folgen

Während meiner theologischen Studienzeit fiel mir nichts so sehr auf, als die Unmenge falscher Bibelzitate in fast sämtlichen Büchern der verschiedenen Zweige der Theologie.

Da ich die Bibel im Urtexte las, und mir alle Mühe gab, ihren wahren und wirklichen Sinn zu erfassen, mußte es naturgemäß meine Aufmerksamkeit ganz besonders erregen, wenn ich in theologischen Handbüchern Zitate fand, die entweder mit dem Urtexte gar nicht übereinstimmten oder ihm einen ganz andern, völlig unrichtigen Sinn unterlegten oder den Text fälschlich anwandten. Gewöhnlich fanden sich alle drei Fehler zusammen.

Vielfach wurde mit derartig irrigen, oder irrig ausgelegten und irrig angewandten Bibelstellen die Echtheit eines Dogmas oder gar eines Sakramentes „bewiesen". Das verursachte mir oft genug die ernstesten Glaubenszweifel, die nur deshalb nicht sich verdichteten, weil ihrer zu viele waren und eine Frage von der anderen alsbald verdrängt wurde.

Es sollte nun im ersten Teile dieser Einzeldarstellung einmal festgestellt werden, wie sehr gerade die katholischen Theologiebücher von derartigen falschen Bibelzitaten strotzen.

Da ist es vor allem der vom Konzil von Trient herausgegebene „Catechismus Romanus", der in dieser Beziehung wohl den Rekord schlägt. Kaum ein einziges seiner Unmenge von Zitaten, die ihm als „Beweise" dienen, ist richtig übersetzt, richtig verstanden und richtig angewandt.

Nicht viel besser steht es mit den Dogmatikbüchern, die doch in erster Linie auf eine genaue Erfassung des biblischen Textes Wert legen müßten. Das gilt auch von den Dogmatikbüchern der neueren Zeit. Man lese nur Grendel, Bartmann, Esser und so viele andere, deren Bibelzitate beweisen, daß ihre Autoren vom Sinn des Urtextes auch nicht eine Ahnung haben.

Ganz besonders schlimm steht es mit den Bibelkonkordanzen, also jenen Büchern, die alle Bibeltexte, die sich auf irgendein bestimmtes Thema beziehen (z. B. eine Tugend, ein Dogma usw.), zusammengetragen haben.

Noch als Geistlicher war ich stark versucht, über den wissenschaftlich unhaltbaren Unfug, der mit Bibelzitaten getrieben wurde, eine Schrift herauszugeben und den Nachweis zu erbringen, daß nicht ein Zehntel aller Bibelzitate in den theologischen Handbüchern einwandfrei ist.[1])

[1]) Die geradezu entsetzlichen Zustände in dieser Beziehung ließen mich schon während meiner Studienzeit den Plan fassen, eine völlig neue, fehlerlose Übersetzung der ganzen Bibel vorzunehmen. Ich begann mit dem Hohelied, mußte jedoch feststellen, daß dieser Gesang, dessen Lektüre den Juden bis zum 23. Lebensjahre verboten war, nicht nur keinerlei Beziehung zur Religion besitzt, sondern lediglich eine nackte Verherrlichung der sinnlichen Liebe darstellt. Dabei enthält das Hohelied Verse, die geradezu pornographisch sind und nur dadurch nicht ganz zur Geltung kommen, weil sie absichtlich umgestellt wurden. Enttäuscht wandte ich mich den Psalmen zu. Es gelang mir hier, den Originalsinn zahlloser, noch heute völlig verkannter Stellen aufzudecken und den Zusammenhang dieser Lieder so klar wiederzugeben, daß man sie ohne Kommentar mit Leichtigkeit hätte verstehen können. Indes der Umstand, daß in meiner Bibelübersetzung die Leugnung des Jenseits nur allzu klar zutage trat, und außerdem ein mit der christlichen Lehre unvereinbarer Feindeshaß dort gepredigt wurde, ließ mich das Werk vernichten. Nur ein kleiner Teil gelangte als „Psalmenklänge" (Schöningh) in Druck. — Nun wandte ich mich dem Neuen Testamente zu, und übersetzte in mühevoller, jahrelanger Arbeit die Paulusbriefe, von der ich erst die zehnte Reinschrift herausgab. Dabei muß ich bemerken, daß mein bischöfliches Ordinariat in Paderborn mir 1919 die Drucklegung der Übersetzung verweigerte. So erschien das Werk erst 1925, als ich längst den schwarzen Rock abgelegt hatte, und zwar mit dem Imprimatur der bischöflichen Behörde in Köln.

Im zweiten Teil dieser Einzeldarstellung sollte der innige Zusammenhang zwischen falscher Bibelübersetzung und falscher Dogmenbildung an praktischen Beispielen dargelegt werden.

Die Verkennung des wahren Sinnes der Schrift datiert nämlich nicht erst von gestern, sondern ist fast so alt wie die Kirche.

Als gegen Ende des vierten Jahrhunderts der Kanon des Neuen Testamentes festgelegt worden war, machte sich bereits die Notwendigkeit einer Bibelübersetzung ins Lateinische geltend. Nicht nur war sie erforderlich, weil die Kenntnis des Griechischen sehr zurückgetreten war, sondern auch weil die damalige Generation den Jahrhunderte vorher geschriebenen Bibeltext nur schwer verstand.

Und so unternahm es der „hl.“ Hieronymus, die Bibel ins Lateinische zu übersetzen. Das geschah natürlich nicht nach modernen Gesichtspunkten (so sinngetreu als möglich und so wörtlich als nötig), sondern mit der ganzen Engstirnigkeit und Oberflächlichkeit seiner Zeit. Bedenkt man, daß der Mann sich rühmt, den Propheten Habakuk in einer Nacht „übersetzt“ zu haben, so mag dies den Wert seiner Arbeit kennzeichnen.

Die Übersetzung des „hl.“ Hieronymus, Vulgata genannt, erlebte im Verlaufe der Zeit viele Wandlungen, und wurde schließlich von der Kirche durch Dogma als ein von Gott inspiriertes Buch erklärt, das dem Urtext völlig gleichwertig sei.

Damit hatte man freilich der theologischen Bequemlichkeit einen großen Dienst erwiesen, da nunmehr das Studium der griechischen und hebräischen Sprache sich erübrigte. Andererseits aber öffnete man dadurch sowohl der irrigen Dogmenbildung als auch der Ketzerei Tür und Tor.

Da nämlich Hieronymus den griechischen Text fast wörtlich und oft genug irrig oder sinnlos ins Lateinische übertragen hatte, und obendrein der Sinn vieler Worte und Wendungen auch lateinischen Textes im Laufe der Zeit sich änderte, so gestaltete sich die Erklärung der Bibel immer bunter und grotesker, wie z. B. die des Cornelius a lapide zeigt. Gelangte man doch zur Zeit des „hl.“ Thomas von Aquin dazu, in jedem Satze der Schrift einen siebenfältigen Sinn zu finden (nur nicht den richtigen!). Natürlich entstanden auf Grund der falsch verstandenen Bibeltexte bald neue Lehren. Das geschah um so leichter, als die Bibel Gottes Wort bedeutete und eine auf Bibeltext gegründete Lehre unantastbar war. Auf diese Weise bildeten sich im Verlaufe der Zeit — wie in andern Einzeldarstellungen eingehend erwiesen wird — eine ganze Reihe von Dogmen und selbst Sakramenten, von denen sich geschichtlich nachweisen läßt, daß sie zur Zeit Christi nicht bestanden.

Um aber der Gefahr eines Nachweises der „Fehlbarkeit“ der Kirche hier zu begegnen, hat zwar Rom erklärt, daß ein Dogma oder Sakrament auch dann zu Recht besteht, wenn zu seinem Beweise ein Bibeltext herangezogen worden ist, der nachweislich einen andern Sinn hat; außerdem behält der Text seinen Zitationswert, da er ja in der als inspiriert erklärten Vulgata steht. Indes wird mit einem derartigen „Kniff“ kein Dogma oder Sakrament gerettet, von dem die Bibel selber bezeugt, daß es weder von Christus noch von den Aposteln stammen kann, zumal die Bibel oft genug das Gegenteil solcher Lehren verkündet, die sich auf Grund falscher Bibelübersetzung gebildet haben.

Die so entstandenen, auf falsche Bibeltexte sich gründenden Neubildungen wurden indes so auffällig und zahlreich, daß sich alsbald Männer fanden, die diesen Neuerungen entgegentraten und von der Kirche forderten, zur Einfachheit der Bibellehre zurückzukehren.

Dafür erhielten sie den Namen Ketzer. Es wäre sehr leicht festzustellen, daß merkwürdigerweise fast alle Ketzer vom Standpunkt der biblischen Lehre der katholischen Kirche gegenüber sich im Recht befanden, so daß also gerade die katholische Kirche, so oft sie Ketzer in Acht und Bann tat, in Wirklichkeit selber die Ketzerin war. Und in der Tat, es gibt keine christliche Kirche, die infolge mißverstandener Bibeltexte so sehr vom Glauben der christlichen Urkirche abgewichen wäre, wie die katholische. Wenn nun trotzdem gerade sie sich als apostolische Kirche bezeichnet und immer von apostolischer Überlieferung spricht, so kann das niemand wunder nehmen, der den Charakter der Südländer kennengelernt hat, die um so mehr eine Sache bestreiten, je offenkundiger sie zutage liegt.

Die Einzeldarstellung hätte da ein weites Gebiet, um den Nachweis zu erbringen, daß die Kirche, ganz besonders die katholische, mit einer geradezu zynischen Leichtfertigkeit ihre Anhänger im allgemeinen und ganz besonders auf dem Gebiete der „hl. Schrift" immer wieder getäuscht und ihnen die gröbsten Irrtümer als christliche Wahrheiten vorgesetzt hat.

Mit Recht bemerkt hierzu Lessing: „Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem fähig, kann falsches Zeugnis ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Tatsachen erdichten, kann zur Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten" (Theologische Schriften, Anti Goeze V).

Vielfach wird die Absicht leicht festzustellen sein; vielfach ist nur noch Leichtfertigkeit oder ein gerütteltes Maß von Unkenntnis zu erweisen. In jedem Falle aber sind die Folgen von der größten Tragweite. Erinnert sei nur an den Satz „Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt" (statt: „Viele sind — zur Kirche Christi — berufen, jedoch nur wenige Auserwählte = wenige vom auserwählten Volke = wenige Juden). Welch düstere Predigten wurden seit mehr als 1000 Jahren und werden auch heute noch gerade auf Grund des Mißverständnisses dieses Satzes gehalten. Man denke nur an Massilons berühmte Predigt über diesen Gegenstand; ferner an die gesamte Vorherbestimmunglehre der Theologen, die genau das Gegenteil von dem sagt, was das Neue Testament immer wieder betont, daß nämlich alle Christen am jüngsten Tage ganz selbstverständlich das Reich erwerben werden; es sei denn, daß ihr Leben der christlichen Lehre völlig widerspreche.

Im dritten Teil dieser Einzeldarstellung müßte dargetan werden, daß die katholische Kirche, um die ständigen Neuerungen zu rechtfertigen, die zum großen Teil in vollstem Gegensatz zu klaren Schrifttexten standen, den Begriff „Tradition" zu Hilfe nahm und diesen fälschte.

An sich ist weder gegen die Existenz noch die Berechtigung einer Tradition etwas einzuwenden. Ist es doch selbstverständlich, daß nicht alle Glaubenswahrheiten in der Bibel zu stehen brauchen. Die Tradition kann daher bis zu einem gewissen Grade sogar notwendig sein, und muß in diesem Falle für jeden Christen genau so Glaubensnorm werden, wie die Bibel.

Dabei handelt es sich aber — wie auch die römische Kirche zugibt, und worauf sie ständig mit großem Nachdruck pocht, nur um die apostolische Tradition; d. h. um jene religiösen Einrichtungen, Lehren und Gebräuche, die schon zur Zeit Christi und der Apostel bestanden, auch wenn sie nicht niedergeschrieben wurden.

Würde diese Tradition die wirkliche Norm der Lehre und des Verhaltens sein, so müßten eigentlich alle Christen eine solche anerkennen.

Nun liegt es aber doch für jeden unvoreingenommenen Menschen klar auf der Hand, daß Dogmen, wie die der unbefleckten Empfängnis, der Unfehlbarkeit des Papstes usw.

und Sakramente, wie die der Beichte, der letzten Ölung usw., zur Zeit Christi noch nicht gelehrt und gespendet wurden. Es genügt da, die geschichtlichen Tatsachen festzustellen und man wird ohne weiteres sehen, daß hier von einer apostolischen Tradition gar nicht die Rede sein kann.

Wem dabei die geschichtliche Wahrheit nicht genügt, der wird in der Bibel selber mehr als genügend Stellen finden, aus denen klar und eindeutig hervorgeht, daß die Schrift diametral das Gegenteil von dem lehrt, was jene Dogmen oder Sakramente besagen.

So verbünden sich hier zwei für jeden Christen unüberwindliche Feinde: Die geschichtliche Wahrheit und die Bibel selber, um das theologische Hirngespinst zu zerstören und alle etwaigen Einwände zu widerlegen, wie z. B. den folgenden:

Ein ganz kluger Theologe behauptete einmal: Es möchte wohl sein, daß die Apostel jene Lehren nicht ausdrücklich ausgesprochen hätten, wenn man sie aber gefragt hätte, so würden sie zweifelsohne diese neueren Dogmen genau so gelehrt haben, wie man sie heute in der katholischen Kirche glaubt. Dasselbe gälte von den Sakramenten. Indes ist diese Ausflucht schon aus dem Grunde zu verwerfen, weil es ganz wesentlich zur Tradition gehört, daß das betreffende Dogma von den Aposteln ausdrücklich ausgesprochen und das Sakrament tatsächlich, und zwar so wie heute, von ihnen gespendet wurde.

In der Hilflosigkeit, die Unzahl von neueren Dogmen und Einrichtungen zu rechtfertigen und ihre „apostolische Tradition" gegenüber den gegenteiligen Ergebnissen der neueren Geschichteforschung zu retten, sah man sich dazu genötigt, den Begriff, „apostolische Tradition" in weitestgehendem Maße zu fälschen.

Es handelt sich um einen Trick, dem die Geschichtewissenschaft einmal alle Aufmerksamkeit zuwenden sollte, da er einen neuen Beweis dafür liefert, wie man theologischerseits mit der Wahrheit umspringt, wenn es gilt, unhaltbare Dinge zu verteidigen und aufrechtzuerhalten.

In der Dogmatik von Grendel, die ich benutzte, stand die Tradition folgendermaßen definiert: „quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est". (Was immer, was überall, was von allen geglaubt worden ist.)

Diese Begriffsbestimmung ist schon an sich irreführend, da sie das für die apostolische Tradition wesentlichste Merkmal der von Christus und den Aposteln überkommenen Überlieferung so gut wie beiseite läßt, und auch später sich bildenden Neuerungen Eingang verschafft.

In letzter Beziehung ging man sogar zu positiven Zugeständnissen über, denn es wurde die Frage untersucht, ob es nicht heißen müsse: et quod semper et quod ubique et quod omnibus creditum est (sowohl was immer, als auch was überall und von allen geglaubt ward). Dies wurde verneint, was insofern richtig ist, als, im Grunde genommen, der erste Teil des Satzes für den Traditionsbeweis und den Begriff der Tradition genügt.

Wenn nun aber aus dieser Verneinung die Schlußfolgerung gezogen wurde, daß sonach jeder der drei Satzteile für sich allein genügend sei, die apostolische Tradition einer Lehre oder eines Sakramentes zu beweisen, daß es also genüge, wenn heute irgendeine Lehre in der ganzen katholischen Kirche (auf Befehl des Papstes) geglaubt werde, so sei damit ihre apostolische Überlieferung gesichert, dann ist hier doch ein großer Fehlschluß wissenschaftlich zu erweisen.

Es kann nämlich durch geschickte Bearbeitung und Verbreitung sehr wohl der Glaube

an ein neues Dogma nach und nach gebildet werden und ebenso ein Sakrament. Beispiele gibt es dafür genügend, z. B. das Dogma der Unfehlbarkeit.

Daß aber solche Dogmen und Sakramente nicht auf apostolischer Tradition beruhen, ist doch wohl ohne weiteres klar.

Man sieht aber auch hier wieder das Täuschungmanöver der Theologen, dem die breite Masse allzu leicht zum Opfer fällt.

Darum sollte im Schlußteil dieser Einzeldarstellung die gänzliche Unzuverlässigkeit der christlichen Lehre, insbesondere der katholischen, ins rechte Licht gestellt werden. Wer nämlich derartig mit der Wahrheit umspringt und Sophistereien zur Grundlage der Glaubenslehre macht, hat das Recht verwirkt, irgendwelchen Glauben beanspruchen zu können.

Andernfalls hätten mohammedanische und buddhistische Theologen das gleiche Recht, Glauben für ihre Lehren zu beanspruchen. Und dann wären alle Religionen gleichwertig.

Wenn daher die katholische Kirche auf den ausschließlichen Besitz der Wahrheit pocht und behauptet, sie allein lehre die volle Wahrheit, so dürfte sie am allerwenigsten zu Mitteln greifen, die mit Recht dem das Vertrauen entziehen, der sie verwendet.

Man sieht, wie tiefgreifend die Folgen der falschen Bibelübersetzung sich ausgewirkt haben. Nimmt man die ungeheuren interkonfessionellen Kämpfe hinzu, die weit mehr als 10 Millionen Opfer gefordert haben, und betrachtet obendrein die Zerrissenheit und Spaltung der Christenlehre in Hunderte von Sekten, so mag man 50 v. H. ruhig auf die Rechnung des Mißverständnisses der Bibel setzen. Mit einer ins Einzelne gehenden Darstellung dieser Wahrheit würde die Einzeldarstellung einen passenden Abschluß finden.

2. Einzeldarstellung.

Die Dogmen der Inspiration und Unfehlbarkeit der Bibel

Wenn wir in dieser zweiten Einzeldarstellung die katholischen Dogmen der Inspiration und Unfehlbarkeit der Bibel ins Auge fassen, so nur, weil diese beiden Dogmen nicht nur an sich einen großen Irrtum bedeuten und zu einer Quelle des Irrtums und des religiösen Zwistes geworden sind, sondern auch deshalb, weil gerade bei diesen Dogmen es sich zeigt, daß es der katholischen Kirche um alles andere, nur nicht um die Wahrheit zu tun ist.

Nach katholischer Lehre besagt das Dogma der Inspiration der „hl. Schrift“, daß der eigentliche und wahre Urheber des Alten wie des Neuen Testamentes Gott ist. Er gab jeden Gedanken der „hl. Schrift“ einem Schriftsteller, dem sogenannten Hagiographen, ein, der seinerseits nur die Form des Gedankens stellte.

Aus dieser Auffassung von der Inspiraton der „hl. Schrift“ ergibt sich unmittelbar die Lehre und das Dogma ihrer Unfehlbarkeit.

Da nämlich Gott die „hl. Schrift“ geschrieben hat und er weder irren noch in Irrtum führen kann, so muß alles, was die „hl. Schrift“ sagt und behauptet, höchste Wahrheit sein. Also ist sie unfehlbar. Die Einfachheit dieser Schlußfolgerung ist geradezu schlagend, wenn man voraussetzt, daß tatsächlich Gott die Bibel geschrieben habe.

Beide Dogmen stammen aus dem frühesten Mittelalter und werden noch bis heute von der katholischen Theologie aufs entschiedenste verteidigt.

Im Verlauf der Zeit hat man die größten Bedenken gegen sie erhoben. Von entscheidender Bedeutung aber sind bis jetzt jene drei gewaltigen Grundpfeiler moderner Wissen-

schaft und moderner Erkenntnis geworden, die zu den größten Errungenschaften aller Zeiten gehören: nämlich das kopernikanische Sonnensystem, die Evolution des Weltalls einschließlich der Erde und die Abstammunglehre, namentlich die bezüglich des Menschen.

Im ersten Teile dieser Einzeldarstellung soll nun ausgeführt werden, daß es den Theologen, ganz besonders den katholischen, bei diesem Kampfe nicht um die Wahrheit, sondern nur um die Rettung der von ihnen aufgestellten Prinzipien und Dogmen zu tun war.

Man beachte hierbei zunächst den großen Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Bibelauffassung, der für das Verhalten der Theologen beider Konfessionen maßgebend sich ausgewirkt hat.

Da die protestantische Theologie jene starren Begriffe der Inspiration und Unfehlbarkeit der Bibel, wie sie das katholische Dogma ausspricht, nicht kennt, bildeten die Ergebnisse der modernen Naturforscher für sie weniger Schwierigkeiten. Von dem richtigen Gedanken geleitet, daß die Bibel keine Naturgeschichte sein will, und, wie jedes andere Buch, ein Kind seiner Zeit ist, haben protestantische Theologen oft genug betont, daß etwaige Irrungen jener Art der Bibel keinen Eintrag tun.

Ganz anders die katholische Theologie. Für sie ist jedweder Schriftirrtum ausgeschlossen und jeder Versuch, der Bibel einen solchen vorzuwerfen, wird von ihr auf das schärfste bekämpft; denn es geht letzten Endes dabei nicht nur um das Dogma der Unfehlbarkeit der Bibel, sondern um das gesamte Dogmengebäude.

Betrachten wir nun einmal in groben Umrissen den Kampf der Kirche gegen die erwähnten drei Errungenschaften der modernen Wissenschaft.

Da hebt sich vor allem das dreihundertjährige Ringen der katholischen Kirche gegen das kopernikanische Sonnensystem ab.

Dieser Kampf wurde geführt, weil nach der Lehre der Kirche die Theorie des großen Naturforschers mit der Unfehlbarkeit der Bibel unvereinbar sei. Die Theologen bewiesen haarscharf, daß die Bibel auf dem Standpunkt des geozentrischen Systems[2]) stehe. Mit andern Worten: Die Theologen gaben sich Rechenschaft darüber, daß, wenn die Lehre des Kopernikus zu Recht bestehe, die Bibel sich in dieser Beziehung geirrt habe. Das aber anzunehmen war ihnen vom Standpunkt des Dogmas der Unfehlbarkeit der Bibel ganz und gar unmöglich.

Gewiß handelte es sich hier zunächst nur um eine Angelegenheit, die die Gelehrten betraf; aber der Streit wurde auch ins Volk hinausgetragen und jedenfalls mit einer Erbitterung ohnegleichen geführt, wobei die Theologen nicht sich darauf beschränkten, den Standpunkt der Bibel darzulegen, sondern auch die neue Lehre mit Hohn und Spott überschütteten und ihre Vertreter und Anhänger verfolgten.

Es sei hier nur der Name Galileo Galilei genannt, mit dem sich die Einzeldarstellung eingehender beschäftigen könnte.

Auch die protestantische Theologenwelt glaubte zum Teil, die Schrift wäre erschüttert, wenn die neue Lehre sich bewahrheiten würde, und so ward diese auch von ihnen bekämpft.

Indes hat niemand so wie Rom den Kampf gegen Kopernikus geführt, dessen Bücher noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein auf dem Index standen.

Wie andererseits dieser Kampf zwischen Bibel und Wissenschaft sich auf das Gewissen solcher Männer ausgewirkt haben mag, die auf der einen Seite die Richtigkeit der Lehre des Kopernikus erkannten, auf der andern dagegen durch den Bannfluch der

[2]) Die Erde als Mittelpunkt.

Kirche und die Androhung ewiger Höllenstrafen, gegen ihr besseres Wissen sich genötigt sahen, an die Lehre der Bibel zu glauben, sollte gewiß nicht übersehen werden.

Und nun beobachte man die Umstellung der katholischen Theologen.

Als nämlich die heliozentrische Weltauffassung[3]) sich schließlich durchgesetzt hatte, versuchten sie, die Schrift im Sinne der neuen Lehre umzudeuten.

Sie fanden auf einmal, daß die kopernikanische Lehre sehr wohl mit der Bibel vereinbar wäre, ja, daß letztere sie sogar klar und deutlich enthalte.

Diese eigenartige Sinnesänderung der Theologen beweist aber in der einwandfreiesten Weise, daß ihnen nur daran liegt, die Unfehlbarkeit der Bibel um jeden Preis zu retten, und daß sie, um diesen Zweck zu erreichen, kein Mittel scheuen, so verwerflich es auch sein mag.

Gerade auf diese Zweideutigkeit der katholischen Theologen, diese Wetterwendigkeit, muß nachdrücklichst der Ton gelegt werden. Wenn man nämlich ganze Jahrhunderte hindurch sich darauf festgelegt hat, daß eine Lehre der „heiligen Schrift" widerspricht, wenn man ganze Bibliotheken darüber geschrieben, dann geht es wirklich nicht an, nun auf einmal die so bekämpfte Lehre als durchaus vereinbar mit der „heiligen Schrift" zu finden. Das ist ein Mangel an Wahrhaftigkeit, der des Ernstes der Sache völlig unwürdig ist.

Genau die gleiche Erscheinung trat bei den Lehren von der Entwicklung der Erde und der Abstammung des Menschen auf. Zuerst wurden diese Lehren aufs heftigste als unvereinbar mit der Bibel bekämpft; dann, als sich ergab, daß sie zu Recht bestanden, fand man auf einmal, daß auch die Bibel diese Lehren enthalte.

Dieser wissenschaftlich unhaltbare Kampf der katholischen Theologen läßt darauf schließen, daß ihnen an der Auswahl der Mittel nichts liegt und ebensowenig an der Wahrheit, sondern einzig und allein an der Rettung ihrer Prinzipien und Dogmen.

Wir stehen demnach Leuten gegenüber, die den Beweis ihrer Unfähigkeit für die Wissenschaft und wissenschaftliche Forschung eigentlich schon erbracht haben, und deren wahrheitwidriges Gebaren schon aus diesem Grunde von aller Welt scharf zurückgewiesen werden müßte.

Mit welchem Recht aber können Leute Glauben an ihr Wort verlangen, denen gerade die notwendigste Voraussetzung dafür fehlt, die Wahrheitliebe? In dieser Beziehung sollte hier einmal ein Wort vollster Klarheit gesprochen werden, damit das Deutsche Volk erkenne, wem es bisher blindlings seinen Glauben geschenkt hat, und wie dieser Glaube so schnöde mißbraucht worden ist, und zwar gerade von denen, die sich ständig als Verkünder der Wahrheit anpreisen.

Wir kommen nun zum zweiten Teile dieser Einzeldarstellung.

Hier gilt es, einmal ganz unwiderleglich darzutun, daß nicht nur jene drei Ergebnisse moderner Naturforschung in der „hl. Schrift" in keiner Weise enthalten sind, sondern daß letztere tatsächlich auf dem Boden der früheren gegenteiligen Weltauffassung sich gründet.

Letzteres ist an sich ganz selbstverständlich. Wie sollte auch ein Buch, das vor Tausenden von Jahren geschrieben war, Lehren enthalten, die erst zu unserer Zeit entdeckt wurden?

Aber es läßt sich auch positiv der Nachweis erbringen, daß die Schrift den der modernen Auffassung entgegengesetzten Standpunkt vertritt.

[3]) Die Sonne als Mittelpunkt.

Was zunächst das heliozentrische Weltsystem betrifft, so haben die katholischen Theologen selber zur Genüge den Nachweis erbracht, daß die Bibel dieser Weltauffassung in jeder Beziehung widerspricht und auf dem Boden der geozentrischen Lehre steht.

Sie wiesen in ihren Büchern mit Recht darauf hin, daß nach der Genesis Gott zuerst den Himmel und die Erde erschuf; wobei zu bedenken ist, daß der Himmel als ein Gewölbe aus fester Masse galt, an dem nachher, am vierten Tage, Sonne, Mond und Sterne, wie kleine Lichtkörper, erschaffen und befestigt wurden.

Die „Gottesgelehrten" machten ferner darauf aufmerksam, daß Christus in seiner Beschreibung vom jüngsten Gericht die Sonne sich verdunkeln, den Mond seinen Schein nicht mehr geben und die Sterne (nicht etwa Sternschnuppen) vom Himmel auf die Erde fallen läßt. Das aber ist nur möglich, wenn man das geozentrische System im Sinne der naiven, jüdischen Auffassung damaliger Zeit voraussetzt. Denn nach dieser Anschauung konnten freilich Sonne und Mond sich verdunkeln und die Sterne vom Himmel fallen, da sie als kleine Körper galten, die überdies nicht allzuweit entfernt waren. Nach heutiger Wissenschaft ist das ganz und gar ein Ding der Unmöglichkeit, und zwar aus einem doppelten Grunde:

Erstens sind die Sterne, und zwar jeder einzelne für sich, millionenmal größer als die Erde, so daß höchstens die Erde auf die Sterne fallen könnte; nicht aber umgekehrt.

Zweitens müßten die Sterne, die bis Millionen von Lichtjahren von uns entfernt sind, eine Geschwindigkeit erreichen, welche die des Lichtes (300 000 Kilometer i. d. Sekunde!) unendlichmal übertreffen müßte.

Wir haben somit zwischen dem Glauben an den naturwissenschaftlichen Standpunkt der Bibel und der modernen Wissenschaft zu wählen. Eine Übereinstimmung beider wäre nur unter ganz absurden Voraussetzungen möglich, die man einem vernünftigen Menschen wirklich nicht zumuten sollte. Die Sterne müßten nämlich alsdann jene ganz und gar unmögliche Geschwindigkeit erlangen und obendrein ihr Volumen entsprechend vermindern. Qui potest capere, capiat!

Ein vernünftiger Mensch wird sich auf solche Zugeständnisse gar nicht einlassen.

Übrigens stellt ja auch nur die katholische Theologie derartige Ansinnen und nur, um ihr Unfehlbarkeitdogma zu retten. Ja, täte sie es nicht, gestände sie den Irrtum der Bibel ein, so würde damit nicht nur das Dogma der Unfehlbarkeit der Bibel unter den Tisch fallen, sondern auch das ganze Dogmensystem der katholischen Kirche, und, letzten Endes sie selber, da sie nach eigener Lehre mit jedem ihrer Dogmen steht und fällt.

Das ist der wahre Grund der völligen Unnachgiebigkeit der katholischen Theologie, und darauf sollte immer wieder hingewiesen werden, um der Welt zu zeigen, daß es den katholischen Theologen nicht so sehr um die Wahrheit, als um die Rettung ihrer Prinzipien zu tun ist.

Man sieht aber auch, wohin die Überspannung theologischer Ideen führt. Hätte sich die katholische Kirche mit einer schlichteren Auffassung von Inspiration und Wahrheit der Bibel zufrieden gegeben, wie etwa die protestantische, so hätte sie sich leichter aus der Schlinge ziehen können als jetzt, wo der Irrtum der Bibel, trotz aller Dogmen, schließlich doch erkannt wird, und damit die ganze katholische Kirche unter ihren eigenen Behauptungen zusammenbricht.

In der Tat, das kopernikanische Sonnensystem liefert ganz zweifelsohne den end-

gültigen, streng wissenschaftlichen Beweis dafür, daß die von den katholischen Theologen behauptete Unfehlbarkeit der Bibel ein großer Irrtum ist.

Diesen Beweis muß eine Einzeldarstellung mit aller Sachlichkeit herausarbeiten.

Deutlicher noch liegt die Sache hinsichtlich der Entstehung der Welt.

Wir wollen einmal davon absehen, daß nach der Schrift diese Welt höchstens 6000 Jahre besteht, während sie in Wirklichkeit Jahrmillionen an Alter aufweist. Da nämlich die Meinungen über die genaue biblische Jahreszahl der Erschaffung der Welt auseinandergehen, so wollen wir diesen Umstand den Theologen zugute halten, obwohl die Höchstzahl in keinem Falle 6000 überschreiten dürfte.

Es gibt indes noch andere, viel klarere Zeugnisse für den Widerspruch zwischen Bibel und erkannter Tatsächlichkeit des Weltenwerdens.

Da ist zunächst die ganze Schöpfunggeschichte. Nach ihr erschuf Gott am ersten Tage die Erde und den Himmel als wichtigste Teile des Weltalls; die Erde für die künftigen Lebewesen und den Himmel für die erst am vierten Tage erschaffenen Himmelskörper.

Und da die Erde „finster" war, erschuf Gott am ersten Tage auch das Licht, das er zur Arbeit benötigte, ohne, wie es scheint, zu wissen, daß ein von Sonne, Mond und Sternen unabhängiges Weltlicht gar nicht existiert.

Ein weiterer Beweis dafür, daß die Bibel der modernen Entwicklunglehre direkt widerspricht, ist die Erschaffung aller Dinge in sechs „Tagen", die man theologischerseits heute so gern in „Perioden" umwandeln möchte. Indes ist das gänzlich von der Hand zu weisen.

Denn erstens bedeutet das hebräische Wort „jom" niemals Periode, sondern immer nur Tag.

Zweitens legt der biblische Text für die Schöpfunggeschichte die sieben Wochentage zugrunde, und zwar mit dem ausgesprochenen Zwecke, darzutun, daß die Schöpfungakte während der Arbeittage stattfanden; dagegen am siebten Tage Gott ausruhte.

Drittens gibt die Bibel jedesmal den Anfang und Schluß des hebräischen Tages an, der am Abend begann! weshalb es an jedem einzelnen Tage heißt: „Und es ward Abend und Morgen"; wobei noch ausdrücklich hinzugefügt wird: „Der erste Tag — der zweite Tag" usw.

Die Bibel behauptet daher klipp und klar, daß die ganze Weltschöpfung sich in sechs Tagen vollzogen habe, ein Standpunkt, der der heutigen Naturauffassung bzw. der Entwicklunglehre vollkommen widerspricht.

Dazu kommt die völlig unannehmbare Aufeinanderfolge in der Entwicklung.

Zwar behaupten gewisse Theologen mit einer Dreistigkeit, die wirklich erstaunlich ist, es herrsche eine wunderbare Übereinstimmung zwischen dem biblischen Schöpfungberichte und den Ergebnissen der modernen Naturforschung.

Eine solche Behauptung ist nicht nur gänzlich aus der Luft gegriffen, sondern schlägt den Tatsachen geradezu ins Gesicht.

Bedenkt man nämlich, daß der Ausdruck „bara", der an jedem Tage wiederkehrt, nur „erschaffen" bedeutet, daß somit, gemäß der Schrift, am ersten Tage Himmel, Erde und Licht „erschaffen", am vierten Tage dagegen Sonne, Mond und Sterne, so kann doch bezüglich der Aufeinanderfolge in der Entwicklung von einer „auffallenden" Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft wahrlich keine Rede sein.

Daran ändert auch nichts der Umstand, daß die Genesis in der Erschaffung der Lebewesen, vom Einfachen zum Höheren aufsteigend, eine gewisse Ähnlichkeit mit unserm Naturwissen bekundet.

Die Bibel ist keine Naturkunde und hat es nie sein wollen. Sie ist darin ein Kind ihrer Zeit gewesen, erfüllt von allen Mängeln des Wissens, das der damaligen Menschheit eigen war.

Bis zu welcher Übertreibung, ja Verblendung die Idee von der Unfehlbarkeit der Schrift geraten, welche Blüten sie treiben kann, das hat sich bei der Entwicklung der Theorie der Abstammung des Menschen gezeigt.

Zuerst tiefste Entrüstung in theologischen Kreisen und fanfarenartiges Predigen gegen die Tierabstammung.

Als sich aber die Anzeichen häuften, wurde man besorgt. Die Erfahrungen mit Kopernikus und Kant-Laplace gaben denn doch zu denken. Ich habe diese ganze Periode von 1905 bis 1914 mitgemacht, die im Zeichen des heftigsten Kampfes für und wider die Tierabstammung stand. Die einen riefen: „Wir stammen vom Affen ab!", die andern: „Wir vom Dreck!". Ja, es war für uns angehende Theologen eine geplagte Zeit und es gab manche „Versuchungen" sehenden Auges zu überwinden.

Theologischerseits suchte man wenigstens die Seele von der Tierabstammung zu retten. Der bedeutendste Streiter in diesem Sinne war zweifelsohne Pater W. Schmidt, einige Jahre hindurch mein Lehrer in der Paläontologie. Ohne Zweifel ein Mann von überaus reichem und tiefem Wissen, hat er sein ganzes Können in den Dienst der Kirche gestellt, um ihre Sache zu retten.

So gründete er die kulturhistorische Schule, derzufolge der ursprüngliche Mensch eine reine Gottesauffassung, die Einehe und den Glauben an ein Jenseits gehabt haben soll. Den Beweis hierfür fand Pater Schmidt in den heute noch existierenden Nachkommen jener primitiven Menschenarten, namentlich den Pygmäen Afrikas, die nach ihm all jene Eigenschaften und Auffassungen des Urmenschen noch haben sollen.

Wenn also, so folgerte Pater W. Schmidt, der ursprüngliche Mensch den Glauben an ein göttliches Wesen, die Einehe und den Glauben an ein Jenseits besaß, so doch nur, weil seine Seele nicht vom Tiere abstammte.

Diese Schlußfolgerung ist, wie jeder sofort empfindet, wissenschaftlich unzulässig. Denn vom Denken und Leben der wirklichen Urmenschen wissen wir reichlich wenig. Mit Vergleichen ist da nicht gedient. Und obendrein ist zur Genüge bekannt, daß z. B. auch Tiere in Einpaarung leben. Daß ferner die heutigen Pygmäen keinerlei Fetischismus, Zauberei, Polytheismus usw. haben, sondern nur die Idee von einem höchsten Wesen, beweist erst recht nichts, eher sogar das Gegenteil. Denn wenn es wahr ist, daß in jeder Entwicklung das Einfache an erster Stelle steht, dann muß am Anfang der religiösen Entwicklung des Menschen eben auch das Einfache stehen, nämlich die Idee eines Gottes, aus der sich dann die Idee vieler Götter, Zauberei, Fetischismus, Totenkult usw. entwickeln konnten. Freilich wird man bei jenen Urvölkern nicht eine vollkommene Idee von einem höchsten Wesen gefunden haben, sondern eine recht allgemeine, unbestimmte. Das wird auch Pater Schmidt bei seinen heute noch lebenden Urvölkern feststellen können.

Wenn daher Pater Schmidt behauptet, daß die Seele der Urmenschen am Anfang in einem Idealzustande sich befunden habe und erst später verunedelt worden sei, und zwar in gleichem Maße als der Mensch äußerlich fortgeschritten sei, so daß die innere und äußere

Kulturentwicklung des Menschen im umgekehrten Verhältnis ständen, und wenn Pater Schmidt daraus die Schlußfolgerung zieht, der menschliche Leib könne zwar vom Tierreich abstammen, die menschliche Seele dagegen müsse durch einen besonderen Schöpferakt gebildet worden sein, so ist der Herr dafür den Beweis doch zweifelsohne schuldig geblieben.

Gott müßte in dem Falle ja auch bei jedem einzelnen Menschen die Seele durch einen besonderen Schöpferakt hervorbringen. Über derartige Anschauungen von den Dingen und von Gott sind wir aber längst hinaus.

Mit einem Worte: das ganze Gebäude der kulturhistorischen Schule hängt in der Luft. Es ist von vorgefaßten Ideen aufgeführt und wunderbar mit scholastischer Logik ausgearbeitet, wird aber die Tatsache nicht erschüttern, daß die Seele des Menschen ebenso wie der Leib in den Entwicklungsstufen über das Tier wurde.[4])

Indes brauchen wir gar nicht die Abstammung der menschlichen Seele heranziehen, sondern nur die des Leibes. Genügt doch sie allein, um das ganze Unfehlbarkeitdogma der Bibel ad acta zu legen.

Nachdem nämlich die katholischen Theologen die Nichtabstammung der menschlichen Seele vom Tiere in Sicherheit gebracht zu haben glaubten, wagten sie kühnen Mutes die des Leibes als eine Selbstverständlichkeit hinzustellen. Ja, sie waren sogar entzückt darüber, sie „deutlich und klar" in den Worten der „hl. Schrift" ausgesprochen zu finden.

Es war ein anderer Schmidt, wenn ich mich recht erinnere, Domherr in einer süddeutschen Stadt (Freiburg?), der aus den Worten der Schrift: „Und Gott bildete den Leib des ersten Menschen aus Lehm und blies in seine Nase den Odem des Lebens" entnahm, daß der Leib des ersten Menschen, bevor er die menschliche Seele von Gott durch das bewußte Einblasen in die Nase erhielt, schon gebildet worden war. Wie und wo war er gebildet worden? In einem Tierleib natürlich, der indirekt ja auch nichts als Staub ist. Also sieht man, daß der Leib des Menschen zwar vom Tiere abstammt, die Seele dagegen durch einen Schöpferakt Gottes gebildet ward.

Heute kann man fast sämtliche Dogmatikbücher schon von ähnlichen Ideen erfüllt sehen, und nicht wenige Theologen heben hervor, wie wunderbar Gott der Herr die Deszendenztheorie vorausgesehen und die Bibel mit ihr in Übereinstimmung gebracht habe!

Ein derartiges Gebaren kann einen Mann der Wissenschaft wahrlich nur mit Verachtung erfüllen. Wenn Theologen es fertig bringen, unter „Lehm der Erde" einen im Tierleib gebildeten fertigen Menschenleib zu verstehen und unter dem Atem, den Gott in die Nase dieses Individuums blies, den menschlichen Geist (die Alten glaubten, Geist und Atem sei ein und dasselbe), so ist das schon an sich ein Faustschlag ins Gesicht für jede Entwicklunglehre. Denn diese benötigt für die allmähliche Bildung des menschlichen Leibes vom tierischen zum menschlichen Zustande viele Zehntausende und wahrscheinlich Hunderttausende von Jahren. Das gleiche gilt aber auch für die Seele des Menschen, die ihre geistigen Fähigkeiten nur in dem Maße entwickeln und betätigen konnte, als der Leib, insbesondere das Gehirn, es ihr gestattete.

Entwicklunggeschichtlich hat es daher gar keinen Adam gegeben. Das sollten die theologischen Entwicklungtheoretiker sich einmal ernstlich vor Augen führen.

Diese Herren Theologen scheinen überdies vergessen zu haben, daß ihre eigene Kirche jedwede symbolische Auslegung der biblischen Schöpfunggeschichte, anläßlich und wegen des Erbsündendogmas verboten und von sich gewiesen hat.

---

[4]) S. „Der Seele Ursprung und Wesen", 1. Teil „Schöpfunggeschichte", unter Buchanzeigen.

Darnach muß also der Theologe und der katholische Christ glauben, daß Adam und Eva zwei wirkliche Persönlichkeiten waren, daß sie in einem wirklichen Paradiese ohne Schmerzen zu leiden und ohne Tod lebten, daß sie von einer wirklichen Schlange versucht wurden, und ihre Sünde darin bestand, daß sie einen wirklichen Apfel von einem verbotenen Baume aßen.

Schon aus diesem Grunde kann daher die im gleichen Abschnitt stehende Erschaffung des ersten Menschen nicht symbolisch gedeutet und die Zubereitung des menschlichen Leibes aus Lehm nicht so verstanden werden, als ob sie in einem Tierleib sich vollzogen hätte.

Die Herren Theologen scheinen ferner vergessen zu haben, daß Gott die Eva aus einer Rippe des narkotisierten Adam bildete, und da möchte ich nun wirklich selber wissen, wie sie diese Rippe und die Bildung Evas aus ihr in die Abstammungtheorie hineinzuzwängen vermögen.

Endlich scheinen die Herren Theologen vergessen zu haben, daß man nichts in die Bibel hineinexegesieren darf. Die Frage ist doch nicht hier, wie man die Bibel im Sinne der Abstammunglehre deuten kann, sondern ob die Bibel die Abstammunglehre hat aussprechen wollen oder ob sie auf einem gegenteiligen Standpunkt steht. Und dieser gegenteilige Standpunkt ist doch der, den die Welt bis vor 50 Jahren allgemein vertrat, daß nämlich Gott den Menschen durch einen besonderen Schöpfungakt nach Leib und Seele gebildet hat. Und da ist es keine Frage, daß die Bibel diesen Standpunkt einnimmt und vertritt.

Das ist aber gerade die Feststellung, die entscheidend ist. Daraus ersehen wir nämlich klar und deutlich, daß die Bibel sich eben geirrt hat; denn an der Tierabstammung des Menschen — wenn auch nur dem Leibe nach — zweifeln nicht mal mehr die Herrn katholischen Theologen.

Der Beweis gegen die Unfehlbarkeit der Bibel wäre also zur Genüge erbracht. An sich würde er noch nichts gegen die „Inspiration" der Bibel besagen, wenn man sie in einem weniger strengen Sinne auffaßt, als das Dogma es tut. Nimmt man jedoch hinzu, daß bedeutende Teile der „hl. Schrift" ganz zweifellos den Büchern anderer Völker entnommen sind, so wäre hier der Weg gegeben, auch den Charakter der „göttlichen Inspiration" der Bibel wirksam zu bestreiten. Doch liegt ein solcher Beweis nicht im Rahmen dessen, was hier benötigt wird.[5])

Zusammenfassend können wir nunmehr feststellen, daß eine wissenschaftliche Bearbeitung der Unfehlbarkeitfrage der Bibel zwei Ergebnisse zeitigt.

Erstens, daß die Theologen jeglicher Wahrhaftigkeit entbehren und daher ihnen die elementarste Voraussetzung nicht nur für eine wissenschaftliche Betätigung fehlt, sondern auch dafür, Verkünder der Wahrheit zu sein.

Zweitens, daß die Grundlagen der modernen Wissenschaft mit ihren Lehren vom kopernikanischen Sonnensystem, der Entwicklung- und der Abstammunglehre in diametralem Gegensatz zur Bibel stehen, daß also diese sich geirrt hat, und daher von einer Unfehlbarkeit der Bibel keine Rede sein kann.

Somit ist das diesbezügliche katholische Dogma hinfällig und damit stürzt das ganze Dogmagebäude dieser Kirche und letzten Endes sie selber.

---

[5]) Er ist erbracht in „Erlösung von Jesu Christo" und „Das große Entsetzen — die Bibel nicht Gottes Wort", siehe unter Buchanzeigen.

3. Einzeldarstellung

Die Dogmatisierungbestrebungen und ihre Folgen

Um den Inhalt dieser Einzeldarstellung dem Leser verständlich zu machen, sollte im ersten Teile eine Darstellung der sehr leicht erkennbaren Umwandlung des äußeren Lebens der Urkirche in das der heutigen katholischen Kirche gegeben werden.

Es ist nämlich gerade den Katholiken viel zu wenig bekannt, daß überhaupt irgendwelche Umänderung stattgefunden hat, zumal die römische Kirche sich mit Vorliebe als die „apostolische" bezeichnet und ihren Gläubigen immer wieder versichert, daß auch heute noch bei ihr alles so sei, wie es in den Zeiten der Apostel gewesen.

Dabei dürfte bei einem Vergleiche zwischen der Apostelkirche und der heutigen römischen Kirche nichts so auffallend sein, als der grelle Gegensatz, der sich da in jeder Beziehung zwischen beiden Kirchen bekundet.

Man nehme nur einmal den Gottesdienst der Urkirche, den Paulus in seinem ersten Korintherbriefe beschreibt, und vergleiche damit den katholischen Gottesdienst von heute.

Dort nahmen alle Christen den regsten Anteil am Gottesdienst. Die einen redeten fremde Sprachen, andere wurden im Geiste entzückt, andere wirkten Wunder, wieder andere predigten oder erklärten die „hl. Schrift" oder weissagten künftige Dinge oder legten die Sprachen aus. Beim Abendmahle saßen alle Gläubigen, wie auch Justin berichtete, mitsamt dem Bischof an einem Tisch, verrichteten laut mit ihm die Gebete und nahmen gemeinsam mit ihm Brot und Wein, wie wenn es Leib und Blut Christi wäre.

Von alledem ist in der katholischen Kirche so gut wie nichts geblieben. Der Katholik hat in der Kirche weder zu predigen noch irgendwelches Amt zu erfüllen, höchstens darf er im Verein mit allen andern singen und beten. Statt des Abendmahles, das früher am Abend stattfand, ist jetzt die Morgenmesse getreten und diese wird nur vom Priester gehalten, der sie allein an einem Altare feiert, während für den Katholiken nur der Empfang einer Hostie, und zwar an einer Kommunionbank, übriggeblieben ist. Dazu kommt die Art und Weise, die Messe zu feiern, die mit einem solchen Pomp sich vollzieht, daß darin die Feier des Abendmahls Christi wahrlich nicht wiederzuerkennen ist.

Ähnlich geht es in andern Dingen, z. B. der Taufe, die früher nur Erwachsenen gespendet wurde, während sie heute fast nur noch Kindern zuteil wird.

Vor allem aber besteht ein ganz auffallender Gegensatz zwischen dem katholischen Priestertum von heute und den Leitern der apostolischen Christengemeinde. Früher standen an der Spitze der Gemeinden sogenannte Älteste (Presbyter), die aus den für würdig gehaltenen ältesten Gemeindemitgliedern genommen waren, selbstverständlich verheiratet waren und für die äußeren Angelegenheiten der Kirche Sorge zu tragen hatten. Sie entsprachen also etwa dem heutigen Kirchenvorstand. Beim Gottesdienst selber waren sie allen Gläubigen gleichgestellt, ohne besondere Vorrechte.

Leiter des Gottesdienstes war der Bischof (Aufseher), der vor allem für eine gute Ordnung bei der religiösen Feier zu sorgen hatte. Da nämlich alle Christen auftreten konnten, so hätte das leicht zu Streitigkeiten führen können. Um das zu vermeiden, führte der Bischof den Vorsitz, und seinen Anordnungen hatten sich alle zu fügen. Außerdem verkündigte er im Auftrag der Apostel das Evangelium, leitete die Feier des Abendmahls und trug Sorge dafür, daß alle Gemeindemitglieder durch ihr Leben sich des Christentums würdig erwiesen. Natürlich war der Bischof wie alle Presbyter verheiratet.

Vergleicht man hiermit die katholischen Bischöfe und Priester von heute, so ergibt sich eine derartige Verschiedenheit, daß sich jedes weitere Wort geradezu erübrigt.

Der Priester ist sozusagen der einzige, der berechtigt ist, den Gottesdienst auszuüben. In jahrzehntelangem Studium hat er mühsam alles zu erlernen, muß für den Gottesdienst sogar jede Bewegung seines Hauptes, seiner Glieder und seines Körpers genau einstudieren. Er allein kann Sakramente spenden, kann Weihungen und Segnungen vornehmen, kann Sünden verzeihen. Er allein darf predigen, und das ganze Volk hat schweigend zuzuhören. Sein Wort wird schlechthin als Gotteswort hingestellt, eine Anschauung, die in Bourdalones Predigten den Höhepunkt logischer Entwicklung erreicht haben dürfte. Selbstverständlich ist der katholische Priester mit dem Volke nicht verwachsen, sondern möglichst von ihm getrennt. Daran ändert auch ein- oder zweimaliger Hausbesuch nichts, und ebensowenig das Vereinsleben.

Noch schärfer ist die Absonderung des Bischofs, der, wie ein Halbgott, daheim in einem unnahbaren Palaste wohnt, und in der Kirche sogar auf einem Throne sitzt und sich Weihrauch spenden läßt.

Weder Priester noch Bischöfe sind verheiratet. Während sie in der Urzeit durch ihr häusliches Leben der Gemeinde ein Vorbild geben sollten, suchte die heutige katholische Kirche durch das „Ideal" des Zölibats Eindruck auf die Menge hervorzurufen, was namentlich bei den Frauen gelingt. Man sieht aber auch hier, wie wesentlich verschieden die Zustände von damals und heute sind.

Der Hauptunterschied aber zwischen den Kirchenvorstehern der Apostelzeit und der heutigen Kirche liegt darin, daß es damals nur Verkünder des Evangeliums gab, also nur Prediger ohne jedwede priesterliche Funktion, während heute die Leiter der Kirche in erster Linie sich als Priester betrachten, die statt der Verkündigung des Evangeliums vor allem das Opfer der „hl. Messe" darzubringen haben, jenes Opfer, in welchem Christus unblutigerweise jeden Tag von neuem seinen Kreuzestod erneuern soll.

Wie dies alles, samt den diesbezüglichen 50 Dogmen, mit dem übereinstimmen soll, was wir aus der Urzeit wissen, ist wohl das Rätselhafteste, was es gibt.

Die Einzeldarstellung müßte in der Einleitung all diese Verschiedenheiten klar hervorheben und zeigen, daß es sich dabei um ganz wesentliche Änderungen handelt, die hier von der Kirche vorgenommen wurden, zum größten Teil auch mit der Absicht, das Volk zu Zahlungen an die Kirche zu veranlassen, wie dies ganz besonders bei der Taufe, der Beichte, der Messe, der Ehe, der Ölung und dem kirchlichen Begräbnis zutage tritt, Handlungen, für die die Kirche früher, als sie nach alter Weise gefeiert wurden, ganz bestimmt kein Geld erhielt, noch erhalten konnte, da das dem Sinne der Handlung ganz und gar widersprochen hätte.

Aber nicht nur Veränderungen sind vorgenommen worden, sondern auch eine ganze Reihe von Neuerungen wurde eingeführt, von denen wir zum Teil sogar die Zeit ihres Entstehens kennen.

Es sei hier nur an die Ablässe, den Gebrauch von geweihten Medaillen, Wallfahrten usw. erinnert.

Es steht also fest, daß die römische Kirche in jeder Beziehung tiefgreifende Veränderungen des gesamten äußeren kirchlichen Lebens vorgenommen hat, so zwar, daß ein apostolischer Christ, wenn er heute wiederkehrte, auch nicht die Spur von Ähnlichkeit zwischen

seiner Kirche und der heutigen katholischen Kirche finden würde. Eher würde er sich bei den Baptisten und andern „Sektierern" zu Hause fühlen.

Wenn nun die katholische Kirche behauptet, daß ihre Lehre die apostolische Glaubenslehre sei, daß sie nichts hinzugefügt und nichts weggelassen habe, daß auch ihre Dogmen samt und sonders schon von den Aposteln gelehrt und verkündet wurden, so dürften derartige Behauptungen nach allem, was wir gesehen, zur Vorsicht mahnen, und man sollte sie einer gar ernstlichen Prüfung unterziehen. Das soll nunmehr geschehen.

Im zweiten Teile werde daher gezeigt, welch tiefgehende Veränderungen auch im inneren Leben der Kirche, bzw. in ihrer Lehre sich im Verlaufe der Zeit gebildet haben.

An sich würde hier der bloße Vergleich zwischen dem apostolischen Glaubensbekenntnis und dem römischen Katechismus genügen, um sich den abgrundtiefen Unterschied zwischen dem schlichten, apostolischen Glauben und dem komplizierten Lehrgebäude der katholischen Kirche zu vergegenwärtigen.

Zu dem gleichen Ergebnis würde man gelangen, wenn man das Neue Testament zur Hand nähme und sich davon überzeugte, wie erstaunlich wenige Lehren dogmatischer Art sich dort finden. Und selbst jene, die dort vorhanden sind, haben keinerlei philosophischen Beigeschmack. Sie werden schlechthin ausgesprochen und ohne philosophische Erfassung als Lehren Christi hingenommen.

Man betrachte z. B. das letzte Abendmahl. Brot und Wein werden da als Leib und Blut Christi vorgesetzt und genommen. Es wird kein Wort darüber verloren, welcher Art die Verwandlung sei, wie und wodurch sie vollzogen werde, welche Folgen sie habe, ob Christus unter jeder Gestalt ganz gegenwärtig sei, mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit usw. Nichts von alledem! Nur der schlichte Glaube, daß die Eucharistie für den Empfänger die Teilnahme am Leib und am Blute Christi bedeutet, ist alles, was geglaubt wird.

Und nun vergleiche man damit die Unzahl von Dogmen, die es bezüglich der Eucharistie gibt, und denen zufolge alle, irgendwie möglichen Fragen „gelöst" sind und die „Lösung" als Glaubenswahrheit, als Dogma von allen Katholiken unter Androhung von Exkommunikation und ewiger Höllenstrafe fest für wahr gehalten werden muß. Natürlich muß ebenso fest für wahr gehalten werden, daß alle diese Dogmen, deren Entstehungjahr wir zumeist genau kennen, bereits von Christus und den Aposteln so gelehrt wurden, wie sie heute im Römischen Katechismus oder in irgendeinem Dogmatikbuch stehen.

Der römische Priester muß sogar einen Eid ablegen, daß er nie und nimmer zugestehe, daß irgendeines der Dogmen sich nach und nach gebildet und entwickelt habe.

Was von der Eucharistie gilt, das gilt natürlich auch von allen andern Sakramenten sowie auch von der Gnadenlehre und vielen andern Dingen.

Ein gründliche Nachforschung würde zweifelsohne zu Ergebnissen führen, die auch den größten Teil der Katholiken davon überzeugen müßte, daß ihre Kirche tatsächlich eine gewaltig große Anzahl von neuen Lehren eingeführt hat, die zur Zeit Christi und der Apostel jedenfalls nicht bestanden.

Damit nun die katholische Kirche nicht von neuem mit dem bekannten Wort „Tradition" dem Gerichte der Wissenschaft entschlüpfe, soll im dritten Teil dieser Einzeldarstellung dargetan werden, an welchem Merkmal man mit voller Sicherheit erkennen kann, daß ein Dogma nicht apostolischen Ursprungs sein kann.

Es gibt hier drei Möglichkeiten und dementsprechend drei verschiedene Sicherheitgrade.

Zunächst wäre möglich, daß das betreffende Dogma gar nicht in der Bibel vorhanden und es in sich so philosophischer Art sei, daß ein vorurteilsloser Mensch sich sogleich Rechenschaft darüber gibt, daß weder Christus noch die Apostel es gelehrt haben. Dies trifft besonders noch dann zu, wenn die Entstehungzeit des Dogmas geschichtlich feststeht.

Nehmen wir z. B. die Transsubstantiationlehre, d. h. jenes Dogma, das besagt, daß bei der Umwandlung von Brot und Wein ihr Wesen sich in den ganzen Christus umwandle, so daß nur die augenscheinlichen Gestalten bleiben.

Vergleicht man damit, was die Bibel sagt, so fragt man sich zunächst unwillkürlich: Woher wissen denn die Theologen, daß jene Umwandlung so vor sich geht, wie sie behaupten, und was hat das mit dem Glauben zu tun?

Es ist doch völlig ausgeschlossen, daß Christus oder irgendeiner der Apostel die rein philosophische Frage der Transsubstantiationlehre je verkündigt haben. Kann doch im Gegenteil sogar festgestellt werden, daß die Apostel nur insofern an eine Umwandlung dachten, als man damals überhaupt an derartige Umwandlungen glaubte. Man faßte sie eben nur als Teilnahme an Leib und Blut Christi auf, so wie die Heiden den Genuß von Götzenopferfleisch als Teilnahme an den betreffenden Götzen betrachteten.

Aber auch ohne diese Erklärung sieht man, daß Christus nur das „Daß" und nicht das „Wie" der Umwandlung lehrte. Er verlangte Glauben, nicht Verstandeserklärung. So hielten es auch die Apostel. Die Transsubstantiationlehre kann daher keine von Christus oder den Aposteln gemachte Offenbarung sein. Deshalb ist sie als Dogma abzuweisen.

In gleicher Weise könnten auch die sonstigen Lehren über die Eucharistie herangezogen werden, so wie sie Thomas von Aquin im „Lauda Sion" niedergelegt hat. Dieser Herr hat sogar erforscht und dogmatisch festgestellt, was mit Leib und Blut Christi im Magen geschieht, und die katholische Kirche will uns glauben machen, daß Christus auch dies seinen Aposteln mitgeteilt habe.

Natürlich wird diese erste Möglichkeit einen überzeugten Katholiken höchstens in Glaubenszweifel stürzen. Indes ist auch damit schon einiges gewonnen.

Die zweite Möglichkeit ist für das Dogma gefährlicher. Sie würde damit gegeben sein, daß ein Dogma sich auf Grund einer falsch übersetzten, oder falsch verstandenen Bibelstelle gebildet habe, wie ich solches in einer Reihe von Fällen nachgewiesen habe.

Tritt alsdann noch hinzu, daß nach allem, was die Schrift lehrt, das betreffende Dogma bestimmt nicht von den Aposteln gelehrt worden sein kann, wie sich fast immer feststellen läßt, so kann hier vernünftigerweise von einer Offenbarung nicht mehr die Rede sein.

Wir hätten den Fall z. B. bei den Sakramenten der Ehe und der Ölung.

Es läßt sich da ganz besonders bei der Ölung feststellen, daß diese ursprünglich nur als Krankenheilung gedacht war, daß es mit dem Geiste des Neuen Testamentes unvereinbar ist, eine Sündenvergebung durch Öl zu spenden oder zu erhalten, und schließlich, daß dieses Sakrament erst seit dem zehnten Jahrhundert als solches betrachtet wird, und nur unter Berufung auf einen gänzlich mißverstandenen Bibeltext.

Wenn dies heute festgestellt werden kann, so ist es eine unverzeihliche Rechthaberei der katholischen Kirche, wenn sie trotzdem an solchen Dogmen festhält und die Gewissen zum Glauben daran verpflichtet.

Die dritte Möglichkeit tritt dann ein, wenn nicht nur festgestellt werden kann, daß das Dogma sich auf einen mißverstandenen Bibeltext gründet und erst später entstanden ist, sondern auch der Schrift und apostolischen Tradition gänzlich widerspricht, was sich aus

andern Texten nachweisen lassen muß. In diesem Falle stände ein einziger, mißverstandener Bibeltext im Widerspruch mit anderen Texten, sei es der Bibel, sei es anderer Schriften apostolischer Zeit.

Dieser Fall trifft ganz zweifelsohne bei der Erbsünde zu und den Worten der Umwandlung: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut", wie ich das in meiner früheren Schrift ausgeführt habe.[6]) Desgleichen läßt sich die aus falsch verstandenen Schriftstellen hergeleitete Gottheit Christi, mitsamt ihren hundert Dogmen, aus seiner, durch die Schrift selber bezeugten und nicht erfüllten Verheißung von seiner nahen Wiederkunft einwandfrei widerlegen.

Bei dieser dritten Möglichkeit hält der Nachweis auch den stärksten wissenschaftlichen Anforderungen stand. Wer sich in diesem Falle nicht belehren läßt, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen; denn er hat nicht nur auf die Wissenschaftlichkeit seines Glaubens verzichtet, sondern hält auch gegen den Urteilsspruch der Wissenschaft an seinem Irrtum fest. Ein solcher Katholik kann natürlich auch keinen Heiden und keinen Mohammedaner, noch irgendeinem Andersgläubigen, am allerwenigsten einem Protestanten, den Vorwurf machen, daß er gegen seine bessere Erkenntnis an seinem Glauben festhält, auch wenn dessen Irrtum wissenschaftlich erwiesen wäre. Ja, eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit solchen Katholiken ist völlig zwecklos.

Mit dem gebührenden Hinweis auf die Notwendigkeit, den Urteilsspruch der Wissenschaft auch in Glaubenssachen anzunehmen, soweit diese dem Bereich der Wissenschaft unterliegen, dürfte diese Einzeldarstellung einen würdigen Abschluß finden.

Zusammenfassung

Wir haben nun den Geist der katholischen Kirche und ihrer Theologen kennengelernt. Sie ändern alles in der christlichen Lehre nach ihrem Belieben um. Und je mehr sie umändern, um so lauter rufen sie in die Welt hinaus, daß sie, und nur sie allein die wahre, apostolische Kirche bilden.

Sie behaupten Jahrhunderte hindurch eine Ansicht und dann ebensoviele Jahrhunderte gleich siegesgewiß das Gegenteil, wenn die Tatsachen sie dazu zwingen. In jedem Falle aber waren sie im Rechte und in der Wahrheit. Man sieht also, daß sie alles, selbst die Wahrheit und Wahrhaftigkeit ihrer Rechthaberei opfern.

Sie haben die Lehren ihrer eigenen Religion nie begriffen; schleppten eine Bibelübersetzung voll von Irrtümern mit sich, ohne es in den 2000 Jahren fertigzubringen, eine sinngetreue Wiedergabe ihrer Glaubensquelle anzufertigen, so daß sich zu ihrer religiösen Voreingenommenheit noch die absoluteste Unfähigkeit hinzugesellt, mit der sie an ihr Amt herangetreten sind, und es zum endlosen Schaden der Menschheit verwaltet haben.

Von derartigen Geschöpfen ist natürlich alles zu erwarten, namentlich wenn zu alledem noch die Eitelkeit hoher Würden hinzutritt, welche schließlich zu einer unheilbaren Verblendung führt, die um so schlimmer sich auswirkt, wenn sich solche Menschen noch obendrein einbilden, Gottes Stellvertreter zu sein und in seinem Namen zu reden.

---

[6]) Siehe „Ein Priester ruft: ‚Los von Rom'", unter Buchanzeigen am Schluß.

II. Abschnitt

Meine Einwände gegen die Sakramente der katholischen Kirche

Einleitung

Wohl in keiner andern Hinsicht sind die im Verlaufe der Zeit an der Religion Christi vorgenommenen Veränderungen so grundlegend und so tiefgreifend, wie in bezug auf die Sakramente.

Nach der offiziellen Definition des römischen Katechismus soll jedes Sakrament ein äußeres von Jesus Christus eingesetztes Zeichen sein, wodurch dem Menschen innere Gnade erteilt wird.

Es gehören somit drei Dinge zum Wesen eines Sakramentes.

Erstens ein äußeres Zeichen, sei es eine Handauflegung, eine Besprengung mit Wasser, eine Salbung mit Öl oder seien es auch nur Worte, die gesprochen werden.

Zweitens muß dieses äußere Zeichen von Jesus Christus selbst eingesetzt sein. Ein Sakrament kann also nicht nach Christi Auffahrt in den Himmel entstanden sein, noch gibt die katholische Kirche zu, daß irgendeine wesentliche Veränderung in der Form des Zeichens oder der Art und Weise seiner Spendung im Verlaufe der Zeiten eingetreten sei.

Drittens muß eben jenes von Christus eingesetzte Zeichen von sich aus (ex opere operato) eine innere Gnade bewirken, d. h. durch die bloße Spendung des Sakramentes wird jedem Katholiken, sofern er kein Hindernis entgegenstellt (omnibus non ponentibus obicem), die heiligmachende Gnade zuteil, welche die Verzeihung aller schweren Sünden in sich schließt. Es bleibt noch zu erörtern, was als „Hindernis" betrachtet wird. Als solches würde hier gelten, wenn ein Mensch, mit schwerer Sünde auf dem Herzen, oder, was dasselbe ist, ohne Besitz der sog. heiligmachenden Gnade, keinerlei Reue besäße und daher für den Empfang der heiligmachenden Gnade nicht genügend vorbereitet wäre. Bedenkt man, daß nach der katholischen Theologie die heiligmachende Gnade unerläßlich zur ewigen Seligkeit ist, so daß jemand, der ohne sie stürbe, nicht in den Himmel gelangen kann, so liegt die Bedeutung dieser Gnade klar zutage.

Hätte somit ein Katholik schwere Sünden begangen, sie aber in irgendeiner Weise bereut, so würde er für den Empfang der Sakramente genügend vorbereitet sein, da ihm diese aus eigener Kraft alsdann alle seine schweren Sünden verzeihen und ihm die heiligmachende Gnade erteilen würden.

Das bisher Gesagte ist die dogmatische Lehre der katholischen Kirche.

Es muß nun daran gegangen werden, jene drei Wesensbedingungen in jedem der sieben katholischen Sakramente nachzuprüfen, um die zahlreichen Widersprüche wissenschaftlich einwandfrei aufzuweisen.

4. Einzeldarstellung

Die Taufe und die Erbsünde

Bezüglich der drei Wesensbedingungen für ein Sakrament können wir hier zwei als gegeben betrachten: nämlich das äußere Zeichen der Wassertaufe und deren Einsetzung durch Jesus Christus.

Anders dagegen verhält es sich mit der dritten Wesensbedingung: der Verzeihung der schweren Sünden.

Hier tritt ein ganz wesentlicher Unterschied auf, der sich auch äußerlich geltend macht. In Christi und der Apostel Zeiten wurde die Taufe zur Vergebung der persönlichen Sünden erteilt und daher nur Erwachsenen gespendet; dagegen wird heute die Taufe zur Vergebung der sogenannten Erbsünde gespendet, und zwar neugeborenen Kindern, die überdies eines Reueaktes über die vorgebliche Erbsünde (der seinerseits auch wiederum sinnlos wäre) gar nicht fähig sind.[1])

Es gilt nun im ersten Teil der Einzeldarstellung historisch festzustellen, daß die Taufe neugeborener Kinder erst im 3. oder 4. Jahrhundert auftrat, Christus dagegen nur die Taufe von Erwachsenen kannte und lehrte, und daß auch die Kinder der ersten Christen erst nach vollzogenem Unterricht zur Taufe zugelassen wurden.

Im zweiten Teile der Einzeldarstellung wäre zu betonen, daß die von Christo eingesetzte Taufe ein feierliches Bekenntnis des persönlichen Beitrittes des Täuflings zur Kirche bedeutete, was natürlich bei der Taufe von Neugeborenen zur Farce entwertet wird. Auch darin liegt eine ganz wesentliche Verschiebung des ursprünglichen Standpunktes.

Im dritten Teile der Einzeldarstellung aber wäre eine eingehende und endgültige Klärung der Erbsündenfrage zu geben, wobei folgende Punkte ganz besonders hervorzuheben sind:

1. In der ganzen „hl. Schrift" ist nirgends die Rede von der Erbsünde, obwohl diese die Grundlage der protestantischen und katholischen Heilslehre bildet.

2. Der einzige von den Theologen beider Richtungen als Beweis für die Erbsünde zitierte Paulustext wurde lediglich auf Grund einer falschen Übersetzung der griechischen Konjunktion „eph ho" 1000 Jahre hindurch als solcher betrachtet.

3. Nachdem heute dieser Irrtum aufgeklärt ist, haben die Theologen sich trotzdem nicht zu einem Eingeständnis des Irrtums ihrer Vorgänger bequemt, sondern behaupten nach wie vor die Existenz der Erbsünde, weil ein offenes Geständnis ihrerseits zu einer völligen Umänderung der gesamten Theologie führen müßte.

Da die richtige Erfassung des Paulustextes von größter Bedeutung und meine Paulusübersetzung im Buchhandel kaum noch zu erhalten ist, so sei mir gestattet, den Paulustext hier wiederzugeben, wobei ich folgende Bemerkungen vorausschicke:

1. alle Paulusbriefe sind von Anmerkungen erster und zweiter Ordnung durchsetzt. Diese Anmerkungen stammen wahrscheinlich aus späterer Zeit und dürften bei der Umschrift der Papyrusrollen in die Buchform in den Text hineingefügt worden sein. In jahrelanger Arbeit gelang es mir, sämtliche Anmerkungen festzustellen, die bisher den Haupttext geradezu unverständlich machten, dagegen, einmal als solche gekennzeichnet, ihn in voller Klarheit erscheinen lassen, ja ihn erläutern und vervollständigen.

2. Paulus nennt hier zunächst zwei Klassen von Menschen, deren persönliche Verschuldung und Sündhaftigkeit er nachweist.

a) die Heiden, die durch ihr lasterhaftes Leben schon von selber bekunden, daß sie allesamt Sünder sind (Röm. 1, 18—32),

b) die Juden, die nicht besser als die Heiden sind, zumal die Schrift selber sie als Sünder stempelt (Röm. 2, 11—24; 3, 9 u. 10).

In unserem Texte fügt nun Paulus noch eine dritte Kategorie von Menschen hinzu, nämlich jene, die zwischen Adam und Moses lebten, also in einer Zeit, wo es weder ein

[1]) Über die Taufe siehe auch „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft", Folge 8, Seite 309 ff. und S. 332 v. 20. 7. 1935.

positives Gebot, wie im Paradiese gab, noch eine mosaisch jüdische Gesetzgebung, weil diese erst später kam, so daß jene Menschen zwar keine Heiden, aber auch keine Juden waren. Gleichwohl sind sie nach Paulus Sünder; und zwar weist er ihre Sündhaftigkeit indirekt nach, indem er darauf hinweist, daß sie alle den Tod erlitten haben. Und da nach jüdischer Auffassung der Tod eine Strafe für die Sünde war (Röm. 6, 23) und nur ganz sündenreine wie Hennoch frei vom Tode blieben, so folgt, daß jene Menschen eben durch ihren Tod beweisen, daß sie Sünder waren.

Gegenüber dieser Verschuldung der gesamten Menschheit steht nun die Begnadigung oder Rechtfertigung Christi oder, wie Paulus mangels eines geeigneteren Wortes einfach sagt: Die Gerechtigkeit Christi, die die Verschuldung oder, was dasselbe bedeutet, die Verdammung der Menschheit bei weitem übertraf.

Um nun die Größe der Begnadigung Christi ins rechte Licht zu rücken, stellt Paulus einen Vergleich an; den Vergleich Christi mit Adam, dessen Name zufällig bei der Erwähnung jener dritten Klasse von Menschen gefallen war. Der Vergleich kam ihm in seiner rabbinischen Denkweise sehr gut zustatten.

Da nämlich Adam als erster gesündigt hatte und, verführt durch sein Beispiel, alle seine Nachkommen ebenfalls in Sünde gefallen waren, so stand Adam gewissermaßen als Urheber aller Sünden und somit auch der Verdammung aller Menschen da.

Wie es nun von der Verdammung Adams zur Verdammung aller Menschen kam, so ist es jetzt von der Gerechtigkeit Christi zur Gerechtigkeit aller Menschen gekommen.

Dabei ist es nun ganz selbstverständlich, daß die Gerechtigkeit Christi nicht erblich auf alle Menschen übertragen worden ist — ebensowenig also auch die Schuld Adams. Vielmehr hat der Apostel sagen wollen, daß alle Menschen durch ihre persönlichen Sünden sich die Verdammung Adams zuzogen und es daher von der Verdammung des einen zur Verdammung aller kam.

In gleicher Weise müssen sich nun alle Menschen der Gerechtigkeit und Sündenfreiheit befleißigen, um sich der Gerechtigkeit Christi teilhaftig zu machen. Deshalb sind ja auch die folgenden Kapitel ganz der Aufforderung zu einem sündenreinen Leben gewidmet.

Von einer erblichen Übertragung der Schuld Adams zu reden, wäre gleichbedeutend mit der Annahme einer erblichen Übertragung der Gerechtigkeit Christi auf alle Menschen, zumal Paulus gerade die Übertragung der Schuld Adams und der Gerechtigkeit Christi vollkommen gleichstellt.

Es gehörte die ganze Bibelunkenntnis der Theologen früherer Jahrhunderte dazu, eine erbliche Übertragung der Sünde Adams anzunehmen, selbst unter Voraussetzung der irrigen lateinischen Übersetzung, die da sagte:

„Und der Tod ging deshalb auf alle Menschen über, weil alle in ihm" (Adam) „gesündigt hatten."

Aber auch noch aus einem andern Grunde kann von einer erblichen Übertragung der Schuld Adams hier keine Rede sein.

Paulus sagt nämlich, daß das Geschenk der Begnadigung Christi die Verdammung Adams bei weitem übertraf.

Das ist nur dann richtig, wenn man keine erbliche Übertragung der Sünde Adams annimmt. Denn in diesem Falle mochte dem Apostel das durch die Begnadigung Christi erworbene ewige Leben weit höher erscheinen, als der durch die Sünde Adams indirekterweise verursachte leibliche Tod, mit dem nach jüdischer Auffassung bis zur Zeit Christi

alles aus war — wenigstens für die Sünder, die in ewigem Tode in ewiger Umnachtung in absoluter Nichtexistenz verblieben.

Nimmt man hingegen, wie die Theologen, eine erbliche Übertragung nur für die Sünde Adams, nicht aber für die Gerechtigkeit Christi an, so wiegt diese die Furchtbarkeit der Erbsünde in keiner Beziehung, weder quantitativ noch qualitativ auf.

Denn quantitativ erfaßt die Verdammung Adams wenigstens 99 % der Menschen aller Zeiten und Zonen, die Begnadigung Christi dagegen höchstens 1 %. Die Sünde Adams als solche ging sogar auf alle Menschen über, mit Ausnahme auf Jesus und Maria, wie die katholische Kirche lehrt, so daß selbst die Ungeborenen mit ihr behaftet wurden und, wenn sie starben, vom Himmel ausgeschlossen blieben.

Aber auch qualitativ würde in diesem Falle die Sünde Adams die Gerechtigkeit Christi übertreffen; denn nach theologischer Lehre nimmt die Begnadigung Christi zwar die Sünde Adams hinweg, aber keine einzige ihrer irdischen, fühlbaren Folgen, weder Krankheit noch Tod, noch irgendeines aller irdischen Leiden, die durch den unseligen Apfelschmaus unserer Stammeltern in die Welt ihren Einzug hielten. Auch die durch die Sünde Adams geschaffene Hölle fällt nicht weg, sondern bleibt mit der weitaus größeren Menschenmenge erfüllt, während nur ein ganz verschwindend geringer Bruchteil in den von der Gerechtigkeit Christi geschaffenen Himmel einzieht. Wie da die Begnadigung Christi die Sünde Adams übertreffen soll, ist wirklich unerfindlich. Jedenfalls aber widerspricht hier die theologische Heilslehre auf das klarste der paulinischen Auffassung, wobei ich noch ganz besonders auf das Absurde der augustinischen Heilslehre hinweisen möchte, der gegenüber die Lehre Pauli immerhin annehmbar und natürlich erscheint.

Nunmehr lasse ich den Text folgen, dessen größter Teil eine Anmerkung bzw. Fußnote bildet, die ihrerseits ebenfalls eine solche enthält. Ich bitte den Leser, erst den Haupttext für sich allein, dann die erste Anmerkung und schließlich die zweite getrennt zu lesen; auf diese Weise wird man das Ganze besser verstehen. Auch bemerke ich, daß Paulus deshalb sagt: Das Gesetz aber kam hinzu, damit die Sünde vollständig sei, weil eine Sünde erst dann ihren höchsten Grad erreicht hat, wenn nicht nur ein mehr oder weniger unbestimmtes Naturgesetz, sondern auch ein scharf abgegrenztes göttliches Gesetz übertreten wird. Aber auch so bleibt dieser Passus, wie alle Briefe Pauli, echt rabbinisch. Denn ohne Zweifel wurde das mosaische Gesetz von Gott nicht deshalb geschaffen, damit nunmehr die Sünde vollkommen sei, sondern um diese zu unterdrücken. Indes ist Paulus voll von solchen Widersprüchen, die sich aus seinem Bestreben erklären, die Bibel nach dem augenblicklichen Bedürfnis auszulegen, was ihn darum nicht hindert, sogleich das Gegenteil von dem zu behaupten, was er vorhin gesagt hatte.

So erklärt er hier, daß Adam gesündigt und er der Urheber aller Sünden sei, während er 1. Tim. 2, 14, wo er das Sichvordrängen der Frauen zurückweist, behauptet:

„Und nicht Adam ward verführt, sondern das Weib ward verführt und fiel in Sünde."

Eine rein sachliche, psychologisch einwandfreie Studie des Geistes des Völkerapostels würde die wunderbarsten Ergebnisse zutage bringen. Ich bedaure nur, daß mich der Kampf ums tägliche Brot nicht zur Ruhe kommen läßt, sonst hätte ich schon längst diese Studie geschrieben. Und dann: Armer Paulus!

Der Leser wolle noch beachten, daß durch die richtige Übersetzung die Stelle nicht nur jedweden Gedankens an die Erbsünde entkleidet wird, sondern diese schlechthin verneint,

indem sie den Tod, der die Strafe der Sünde ist, der persönlichen Versündigung aller zuschreibt. Der Text lautet wie folgt:

„Wir wollen uns in Gott auch unseres Herrn Jesus Christus rühmen! Durch ihn nämlich haben wir nunmehr die Versöhnung empfangen, und zwar auf dieselbe Art und Weise, wie einst durch einen einzigen Menschen die Sünde in die Welt gelangte und durch die Sünde der Tod. Und der Tod ging deshalb auf alle über, weil eben alle sündigten.

Die Sünde war nämlich schon vor dem Gesetze da.[2])

Das Gesetz aber kam noch hinzu, damit die Sünde vollständig wäre." (Röm. 5, 11—20.)

Das ist der Text. Und nun mag der Wissenschaftler darüber urteilen, ob hier von einer Erbsünde die Rede ist. Wer den rabbinischen Geist des Völkerapostels kennt, wird ganz gewiß zu dem Ergebnis kommen, daß Paulus an eine Erbsünde gar nicht gedacht hat.

Mehr noch: Dieser eine Text kann sich unmöglich in Widerspruch mit all jenen Texten setzen, in denen betont wird, daß Christus gekommen sei, die persönlichen Sünden aller Menschen hinwegzunehmen.

Namhafte katholische Theologen, wie z. B. Dr. Tillmann, Bonn, haben denn auch in jüngster Zeit — nach Veröffentlichung meiner Paulusübersetzung — eingestanden, daß jener Römertext die Erbsündenlehre nicht enthalte.

Was will man denn noch mehr? Weder Christus noch die Apostel haben die Erbsünde gelehrt; dem Geiste und den Worten der „hl. Schrift" läuft sie vollständig zuwider; sie widerspricht der Tatsache, daß Christus und die Apostel nur Erwachsene tauften, während sie, wenn eine Erbsünde bestünde, ganz zweifelsohne, genau so wie die heutige Kirche, die Kindertaufe angeordnet hätten; begrifflich ist die Erbsünde ein Unding; sie entstand auf Grund einer falsch verstandenen Schriftstelle, wie der Kanon 2 des berühmten afrikanischen Konzils, das von Augustin gehalten wurde, deutlich zeigt. Kurz, die Erbsündenlehre, die die Grundlage der heutigen katholischen und protestantischen Heilslehre bildet, stellt einen der größten Irrtümer dar, denen jene erlegen sind, die aus der Morallehre Christi ein philosophisches Lehrgebäude gemacht haben.

Um schließlich den ganzen Widersinn der Erbsünde zu begreifen, bedenke man, daß, ihre Wahrheit vorausgesetzt, Gott die ganze Menschheit wegen eines Apfels zu Not und Tod und Hölle verdammt, während er die gleiche Menschheit begnadigt, weil sie seinen Sohn ermordet hat.

Wahrlich, nur echt jüdische Denkungweise kann derartige Blüten in die Welt setzen.

---

[2]) „In der Welt wird freilich keine Übertretung angerechnet, wenn noch kein Gesetz vorhanden ist. Dagegen herrschte von Adam bis Moses der Tod auch über jene, die nicht durch eine Gesetzesübertretung gesündigt hatten wie Adam. — Dieser war das Vorbild des künftigen Adam. Jedoch hatte sein Sündenfall keine so große Wirkung wie die Begnadigung. Waren nämlich durch den Sündenfall des Einen alle dem Tode verfallen, so erwies sich die Begnadigung Gottes und das Geschenk, das uns durch die Güte des Einen Menschen Jesus Christus zuteil ward, 1. noch viel reicher, und 2. für alle.

(Auch war es nicht, als ob nur eine Sünde erlassen worden wäre. Bei der Verwerfung kam es freilich schon bei einer Sünde zur Verdammung, bei der Begnadigung hingegen von vielen Sünden zur Rechtfertigung.)

Zu 1. Denn war durch den Sündenfall des Einen der Tod zur Herrschaft gelangt, und das durch den Einen, so gelangen jene, die das überreiche Gnadengeschenk der Rechtfertigung empfangen haben, doch noch viel mehr durch den Einen Jesus Christus zur Herrschaft.

Zu 2. Wie es demnach durch des Einen Sünde für alle Menschen zur Verdammung kam, so kam es auch durch des Einen Gerechtigkeit für alle Menschen zur Rechtfertigung für das ewige Leben. Denn wie durch den Ungehorsam des Einen alle als Sünder galten, so werden auch durch den Gehorsam des Einen alle als Gerechte hingestellt." (Röm. 5, 13—19).

Beichte und Buße

Das sogenannte Sakrament der Beichte oder Buße ist zweifelsohne jene Einrichtung, die der katholischen Kirche den größten Einfluß über ihre Gläubigen verleiht. Beweisen, daß die Beichte in Wirklichkeit gar kein Sakrament, sondern eine von der Kirche nach und nach gebildete Einrichtung ist, bedeutet daher dasselbe, wie eines der stärksten Bollwerke Roms stürzen.

Tatsächlich hält es nun durchaus nicht schwer, diesen Nachweis zu erbringen, da bereits gute Vorarbeiten in bezug auf dieses „Sakrament" gemacht wurden.

Es sei hier nur auf die kleine aber sehr wertvolle Schrift von Dr. Wieland über die Beichte (erschienen in Ludendorffs Verlag) [3]) hingewiesen, die an der Hand von geschichtlichen Dokumenten den Weg angibt, den das öffentliche Sündenbekenntnis der ersten Christen bis zur heutigen geheimen Beichte gemacht hat.

Daher wollen wir uns jetzt darauf beschränken, die beiden Endpunkte dieser Entwicklung klar hervorzuheben, und auf die Unterschiede hinzuweisen, die hier zwischen der Urkirche und der römischen Kirche bestehen.

In apostolischer Zeit genügte bei allen Sünden, die nicht öffentlich, sondern geheim begangen worden waren und daher kein Ärgernis hervorgerufen hatten, ein einfacher und geheimer Reueakt vor Gott.

Nur im Falle öffentlichen Ärgernisses, wie z. B. bei Mord, Glaubensverleugnung, öffentlich begangener oder an die Öffentlichkeit gedrungener Unzucht, fand eine von den Christen selber vorgenommene Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft statt, wie wir dies beim unzüchtigen Korinther sehen. Bereute nun der öffentliche Sünder sein Vergehen, so konnte er nach vorausgehender, öffentlicher Buße wieder öffentlich in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden. Jedoch geschah eine solche Wiederaufnahme bis zum 6. Jahrhundert hinauf nur einmal. Rückfällige blieben lebenslänglich ausgeschlossen, wie Augustin und andere bezeugen.

Demnach sind hier zwei verschiedene Dinge festzustellen. Erstens die Verzeihung aller geheimen Sünden durch einen schlichten Reueakt vor Gott, so wie Christus es in all seinen Parabeln und Aussprüchen lehrt. — Zweitens die öffentliche Ausschließung, öffentliche Buße und öffentliche Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft im Falle öffentlich begangener, Ärgernis erregender Sünden.

Vergleicht man nun damit die heute in der katholischen Kirche übliche geheime Beichte, so ergeben sich folgende Unterschiede:

1. Eine öffentliche Ausschließung, öffentliche Buße und öffentliche Wiederaufnahme des Sünders für öffentlich begangene Vergehen gibt es praktisch nicht mehr; und soweit diese Dinge noch theoretisch bestehen, können sie beliebig oft wiederholt werden.

2. Die von Christus gepredigte Verzeihung aller geheimen, d. h. nicht öffentliches Ärgernis hervorrufenden Sünden ist von der katholischen Kirche beseitigt worden.

3. Gemäß Anordnung der Kirche fallen nunmehr alle schweren Sünden unter das Beichtgebot, d. h. sie können nur durch die dem Priester abgelegte, geheime Beichte getilgt werden, sofern der Priester die Lossprechung erteilt, was seinem Ermessen überantwortet ist.

4. Die Zahl der sogenannten schweren Sünden, für die nach Aussage der Kirche Gott

[3]) „Die Ohrenbeicht", siehe unter Buchanzeigen am Schluß.

die ewige Höllenstrafe verhängt, ist ins ungemessene gesteigert worden und kann durch irgendwelche Kirchengebote beliebig erhöht werden, so daß Gott der Herr die ewige Höllenstrafe nach dem Gutdünken der Kirche verhängen oder unterdrücken muß. So z. B. war bis 1918 die Ehe zwischen Katholiken und Protestanten, wenn sie vor einem protestantischen Geistlichen geschlossen war, auch nach katholischer Auffassung gültig; dagegen sind alle derartigen Ehen, die nachträglich so geschlossen wurden, vom Papste als ungültig erklärt worden, wodurch jede Beiwohnung solcher Ehen zur schweren Sünde wird. Demnach muß also Gott erst im Registerbuch nachschlagen, ob eine Mischehe vor 1918 oder nachher geschlossen wurde, um alsdann sein Urteil zu fällen.

5. Ein geheimes Bekenntnis aller geheimen Sünden vor einem Priester hat es weder zu Christi noch der Apostel Zeiten, noch in der ganzen alten Zeit gegeben. Noch weniger aber gab es die, erst von den Jesuiten eingeführte Ausfragung aller Einzelheiten und sogenannten erschwerenden Umstände durch den Priester, eine Einrichtung, die als in höchstem Maße unmoralisch bezeichnet werden muß.

6. Die katholische Übung der jährlichen, monatlichen, wöchentlichen, ja täglichen Beichte ist auf die Vermischung der ursprünglich verschiedenen Sündenvergebung für geheime und öffentliche Sünden zurückzuführen, und muß als ganz und gar unapostolisch zurückgewiesen werden.

7. In apostolischer Zeit hatte weder der Priester noch der Bischof irgendwelche Sündenvergebunggewalt, wie zahlreiche Texte der Väter beweisen. Handelte es sich um geheime Sünden, so genügte das geheime Sündenbekenntnis vor Gott; handelte es sich um öffentliche Sünden, so nahm die ganze Gemeinde die Ausschließung und Wiederaufnahme vor. Der Priester oder Bischof hatte höchstens die Aufgabe, festzustellen, ob eine öffentliche Sünde, z. B. Abfall vom Glauben, vorliege oder nicht, weshalb die Christen sich vielfach mit ihm darüber berieten.

8. In apostolischer Zeit lag der ganze Nachdruck für öffentliche Sünden auf einer jahrelangen, öffentlichen Buße, mit der man eine wahre Besserung des Sünders erzielen wollte; heute werden selbst die schwersten Sünden in wenigen Minuten vergeben, und die Buße mit ein paar Gebeten abgetan.

9. Die öffentliche Buße der apostolischen Zeit konnte in gewisser Weise immerhin moralisch wirken, die heutige geheime Ohrenbeichte tut es in keiner Beziehung, und zwar aus folgenden Gründen:

a) wegen des obszönen Unterrichts, den die Priestertumskandidaten über sexuelle Fragen erhalten, bei dem auch die letzten Einzelheiten aller möglichen und unmöglichen Laster besprochen werden, was naturgemäß schon an sich außerordentlich aufreizend wirkt, mehr aber noch bei jungen Leuten, die sich dem Zölibat widmen wollen;

b) wegen vieler, völlig unmoralischer Lehren, die dort behandelt werden, und die sich nur erklären lassen, wenn man ihren jesuitischen Ursprung und die unmoralische Gestalt des Alphons von Liguori in Betracht zieht [4]);

c) wegen der unsittlichen Ausfragung, die namentlich bei jungen Mädchen und bei Frauen höchst verderblich sich auswirkt, wie ich in meiner Priesterzeit nur zu oft feststellen konnte;

d) wegen der ständig sich bietenden Gelegenheit zu unsittlichen Verhältnissen, die der Beichtstuhl direkt oder indirekt herbeiführt, wie ich selber immer wieder beobachtet habe;

---

[4]) Siehe „Ein Blick in die Morallehre der römischen Kirche", unter Buchanzeigen am Schluß.

e) wegen der sklavischen Abhängigkeit vom Beichtvater, in welche die heutige Beichte das Beichtkind stürzt und es zum willenlosen Werkzeug des Priesters macht.

10. Alles in allem:

Die heutige geheime Ohrenbeichte hat weder mit der Vergebung geheimer noch öffentlicher Sünden in apostolischer Zeit irgend etwas gemein. Ihr fehlt somit das wichtigste aller Merkmale, die Einsetzung durch Christus. Im Gegenteil, mehr als bei irgendeinem andern Sakrament läßt sich gerade bei der Beichte jede Entwicklungphase genau feststellen, womit der reine menschliche Ursprung dieses „Sakramentes" erwiesen ist.

6. Einzeldarstellung

Die Messe und Kommunion

Wir sahen bei der Beichte, daß dieses „Sakrament" sich aus zwei ganz verschiedenen Dingen gebildet hat: Der Sündenvergebung für geheime Verfehlungen und der Kirchendisziplin für öffentliche Vergehen.

Umgekehrt können wir nun bei der Messe und Kommunion feststellen, daß diese beiden gänzlich verschiedenen Handlungen, von denen die eine unabhängig von der andern vorgenommen werden kann, aus einer ursprünglich einzigen, ja unteilbaren, religiösen Feier hervorgingen: Dem letzten Abendmahle Jesu und seiner Jünger.

Messe und Kommunion sind dabei so sehr verschieden, daß man die Frage erheben könnte, welche von beiden nun eigentlich das Sakrament bilde, erstere oder letztere oder gar beide zusammen — sei es vereint oder getrennt.

Ist nämlich auch die Messe apostolischen Ursprungs, so kann man die drei Wesenseigenschaften eines Sakramentes: äußeres Zeichen, innere Gnade und Einsetzung durch Jesus Christus sowohl bei der Messe als auch bei der Kommunion annehmen und dann hätten wir ja nicht sieben, sondern acht Sakramente.

Es sollte daher in der Einzeldarstellung an erster Stelle die grundlegende Veränderung hervorgehoben werden, die mit dieser Spaltung stattgefunden hat.

Eine ebenso tiefgreifende Veränderung liegt in der Tatsache, daß aus einem Abendmahl ein sogenanntes Meßopfer geschaffen wurde, in welchem nach der wirklich haarsträubenden theologischen, dogmatisierten Lehre der katholischen Kirche Christus seinen Opfertod am Kreuze unblutigerweise täglich erneuert, was in jeder Messe stattfinden soll — so zwar, daß dieser Opfertod numerisch der gleiche ist wie der Kreuzestod. Und da die Messe die Wiederholung des letzten Abendmahles Christi und der Apostel ist, so starb Christi bei diesem Abendmahl unblutigerweise schon im voraus.

Katholischerseits hat man versucht, eine, natürlich wieder einmal mißverstandene Schriftstelle, diesmal aus dem Hebräerbriefe, als „Beweis" für den Opfercharakter der Messe heranzuziehen. Auch ich glaubte einmal an eine solche Bedeutung dieser Stelle; mußte aber leider, schon als Theologe, zu meiner nicht geringen Enttäuschung feststellen, daß jener Text, richtig verstanden, gerade das Gegenteil behauptet, indem er jedwedes Speiseopfer im Neuen Bunde ablehnt und nur noch Sühneopfer kennt, d. h. solche Opfer, von denen im Alten Bunde die Teilnehmer nichts verzehren durften, während bei den Speiseopfern, wie der Name es besagt, alle Teilnehmer vom Opferfleisch aßen und so am Altare und am Gotte teilnahmen. Da die Theologen nicht bemerkt hatten, daß eine An-

merkung in den Text eingefügt worden war, legten sie diesen natürlich falsch aus. Indem ich den Leser bitte, die in Klammern und in anderm Druck stehende Anmerkung bei der ersten Lesung des Textes zu überschlagen, kann ich diesen jetzt ohne Erklärung wiedergeben, da er leicht verständlich ist. Nur möchte ich bemerken, daß der Briefschreiber — keinesfalls Paulus — seinen Lesern, den Judenchristen, begreiflich machen wollte, daß sie als Christen an den jüdischen Opfern im Tempel nicht mehr teilnehmen dürften, da das einzige Opfer für sie Christus sei, der ein (nicht genießbares) Sühneopfer darstelle und durch den sie, die Judenchristen, Gott dem Herrn ein immerwährendes Lobopfer darbringen sollten.

Der Text findet sich Hebr. 13, 9 und lautet:

„Laßt Euch nicht durch allerhand fremde Lehren verführen! Es wäre wahrlich besser, das Herz durch die Gnade zu befestigen, statt durch Opferspeisen. Jene, die daran teilnahmen, hatten keinen Nutzen davon.

Unser Opfer Christus gleicht jenem Sühnopfer, von welchem die, so dem Zelte dienen, nichts verzehren durften.

(Die Körperteile jener Tiere nämlich, deren Blut vom Hohepriester als Sühnopfer ins Heiligtum gebracht wird, müssen ‚außerhalb des Lagers' ganz und gar verbrannt werden. Darum hat auch Christus, um durch sein Blut sein Volk zu heiligen, ‚außerhalb des Lagers' sein Leiden vollbracht. Laßt uns daher zu ihm hinaus, ‚aus dem Lager' gehen und mit ihm die Schmach ertragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stätte; vielmehr streben wir nach einer künftigen.)

Durch dieses also wollen wir Gott ein immerwährendes Lobopfer darbringen, nämlich die Spende der Lippen, die seinen Namen loben."

Hier ist also klipp und klar erklärt, daß es im Neuen Bunde kein Speiseopfer mehr gebe, Christus selbst ein einmaliges Sühneopfer sei, so daß wir nur noch ein Lobopfer Gott darbringen können.

Dazu nehme man noch Hebr. 9, 25 ff., der lautet:

„Auch ging er" (Christus) „nicht hinein" (ins Zelt) „um sich oftmals darzubringen. (Gleichwie der Hohepriester Jahr für Jahr mit fremdem Blut hineingeht.) Dann hätte er sein Leiden häufig erdulden müssen, und zwar seit Erschaffung der Welt. Nun aber ist er nur e i n m a l in der Vollendung" (= dem Ende) „der Zeiten erschienen, um die Sünde durch das Opfer seiner selbst zu tilgen. Und gleichwie es dem Menschen bestimmt ist, e i n m a l zu sterben und darnach das Gericht kommt, so wird auch Christus, nachdem er e i n m a l geopfert worden ist, um die Sünden vieler hinwegzunehmen, beim zweiten Male" (zum Endgericht) „ohne Sühnopfer denen erscheinen, die ihn zur Erlangung des Heiles erwarten.

Kap. 10: Das Gesetz besaß ja nur den Schatten der künftigen Güter, nicht die himmlischen Dinge an sich; deshalb war es gar nicht imstande, durch die jährlich wiederkehrenden gleichen Opfer, die immer wieder dargebracht wurden, die Opfernden vollkommen zu machen."

Mit andern Worten: gerade der Hebräerbrief schließt jede Wiederholung des Kreuzesopfers Christi aus. Wie es da die Theologen fertiggebracht haben, trotz alledem aus dem Abendmahle ein Meßopfer zu gestalten und das, ohne die apostolische Tradition zu verändern, das sollte in diesem zweiten Teile der Einzeldarstellung gründlich dargestellt werden.

Der inneren Veränderung des Abendmahles entsprach natürlich auch eine angemessene äußere Umgestaltung. Man vergleiche nur einmal eine Totenmesse oder ein Hochamt mit Sang und Orgelklang, Pauken und Trompetenschall usw. und allem Pomp, der es begleitet, mit dem letzten Abendmahle Christi und der Apostel. Kann es überhaupt einen größeren Unterschied geben als diesen? Und ist man katholischerseits denn so blind, daß man weder erkennt noch zugibt, daß hier eine völlig verschiedene Auffassung zugrunde liegen muß, die eine solche Umänderung erst ermöglicht hat? Man lese doch einmal Justin darüber, zu dessen Zeiten das letzte Abendmahl noch so gefeiert wurde, wie es die Bibel beschreibt, und vergleiche damit die heutige, sogenannte „Winkelmesse"! Ich muß da immer

wiederholen, was ich bereits sagte, daß es eben charakteristisch für die lateinische Rasse ist, um so lauter „apostolisch" zu schreien, je „unapostolischer" die Sache in Wirklichkeit ist. Müssen aber wir Deutsche denn Derartiges noch immer mitmachen? Glaubt ein Katholik allen Ernstes, Gott würde ihn verdammen, wenn er mit einer derartigen Unwahrhaftigkeit bricht, so wie es Millionen Deutsche einst getan? Was ist denn schließlich leichter: vor Gott und sich selbst zu verantworten, sich von einer Unwahrhaftigkeit loszusagen, in die wir ohne Schuld hineingeboren wurden, oder in ihr zu verharren, ohne den Willensentschluß aufzubringen, der erkannten Wahrheit zu folgen? Und schließlich ist es ja nicht die einzige Unwahrhaftigkeit, der wir hier die katholische Kirche bezichtigen und überführen.

Solche Gedanken sollten den dritten Teil dieser Einzeldarstellung abschließen.

Die äußere und innere Veränderung hatten ihren Grund in der philosophischen und philologischen Verkennung des Abendmahles Christi und der Apostel.

Bezüglich der philosophischen Verkennung wäre zu sagen, daß es zweifelsohne am besten gewesen wäre, die Christen hätten wie die Apostel gehandelt, und Brot und Wein als Fleisch und Blut Christi einfach hingenommen, ohne über das Wie der Umwandlung nachzudenken oder gar Dogmen aufzustellen, die, ohne von irgendwelchem Nutzen zu sein, das Geheimnis nicht nur ungeklärt ließen, sondern nur noch unglaubwürdiger gestalteten.

Legt man hingegen, wie ich das in meiner ersten Schrift ausgeführt habe, die Anschauung der damaligen Zeit zugrunde, wonach die Teilnahme am Götzenopfer auch Teilnahme am Götzen selber bedeutete, und daß selbst Paulus diesen Vergleich mit der Eucharistie in Verbindung bringt, so hätte man ohne viel Mühe den Sinn der Umwandlung erfaßt und die vielen Kämpfe um diesen Punkt wären der Christenheit erspart geblieben. — Vielleicht können die Katholiken auch einmal darüber nachdenken, weshalb man in den ersten christlichen Jahrhunderten von einer ewigen Anbetung des Allerheiligsten Altarsakramentes nichts wußte, und die Reste des Abendmahles einfach wegwarf oder verbrannte.

Außerdem wäre man bei Zugrundelegung der Zeitanschauung nie zu dem Dogma gekommen, daß Christus, ganz und gar, mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit, ebenso in der Hostie wie im Weine vorhanden sei, daß es also für die Gläubigen genüge, Christus unter der Gestalt der Hostie zu empfangen, ja, daß man ihnen den Genuß Christi unter der Gestalt des Weines bei Todsünde verbieten könne; während Christus den Genuß sowohl von Brot wie von Wein bei Höllenstrafe fordert. Alles Nähere hierüber enthält meine frühere Schrift.[5])

Damit wäre der vierte Teil dieser Einzeldarstellung beendigt.

Wir kommen nun zu den philologischen Irrtümern, die gleichzeitig auf die ganze Anschauung sich ausgewirkt haben.

Man übersah zunächst, daß es kein Zufall war, wenn schon zu Zeiten der Apostel das Abendmahl als Eucharistie (= Danksagung) bezeichnet wurde, was doch nur davon herrühren konnte, daß eben bei seiner Feier eine Danksagung stattfinden und daß dieser Danksagung eine geradezu zentrale Bedeutung zukommen mußte.

---

[5]) „Ein Priester ruft: ‚Los von Rom und Christo'"; siehe unter Buchanzeigen.

Man übersah ferner, daß bei allen Evangelisten und bei Paulus, genau so wie bei dem Kirchenschriftsteller und Märtyrer Justin (gest. 166 n. Chr.), diese Danksagung klar und deutlich erwähnt wird und letzterer ausdrücklich erklärt, daß Brot und Wein durch dieses Dankgebet in Leib und Blut Christi verwandelt werden.

Man übersah zudem, daß dieses Dankgebet in der Didache, einem Lehrstück, das aus dem ersten Jahrhundert datiert, schon seit langem sich gefunden hat und daß die Art der dort niedergelegten Dankesformeln über Brot sowohl als auch Wein klar zu erkennen gibt, daß die Umwandlung nur geistig zu verstehen ist, und zwar in dem Sinne, wie ich es angegeben habe.

Man übersah endlich die Vorzeitigkeit des Aorists des griechischen Partizips. Die Theologen hätten übersetzen müssen: „Christus nahm das Brot und, nachdem er das Danksagungsgebet darüber gesprochen, sagte er davon: Dies ist mein Leib. — In gleicher Weise nahm er den Kelch und, nachdem er das Danksagungsgebet darüber gesprochen, sagte er davon: Dies ist mein Blut."

Durch diese Übersetzung wäre schon an sich zutage getreten, daß die Umwandlung nicht durch die Aussagesätze: Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut — vollzogen wurde, wie es das katholische Dogma behauptet, sondern eben durch jene Danksagung, so wie Justin erklärt. So ist auch hier wieder das ganze Mißverständnis auf eine oberflächliche und irreführende Übersetzung zurückzuführen.

Übrigens hätte schon die Art und Weise, wie Markus die Umwandlung des Weines schildert, klar zeigen müssen, daß die Worte: Dies ist usw. unter keinen Umständen als Wandlungwort angesehen werden konnten. Wären die Theologen des Mittelalters nicht so gänzlich der Kenntnis der griechischen Sprache bar gewesen, so hätten sie sich sagen müssen, daß jene Worte nur eine Aussage bilden, also einen vorausgehenden Akt in sich schließen, sonst hätte unbedingt der Imperativ hier stehen müssen. Unbegreiflich bleibt nur, daß die heutigen Theologen ihren Vorgängern immer noch blindlings folgen und sich zu keinerlei Zugeständnis bequemen wollen. Das ist wahrlich keine Ehre für sie, sondern zeigt nur, daß sie entweder ebensowenig das Griechische verstehen oder aber trotz aller Belehrung, um des Dogmas willen, bei dem verharren, was frühere Jahrhunderte gefehlt und geirrt haben.

Man sieht, daß dieser fünfte Teil der Einzeldarstellung ein überaus reiches Gebiet dem Wissenschaftler bietet, der bei dieser Gelegenheit auch die Richtigkeit meiner Auffassung von der Abendmahlsbeschreibung Pauli im Korintherbrief nachprüfen wolle.

Zum Schluß dieser Einzeldarstellung könnte die Geschichte der Eucharistie behandelt werden, um möglichst den Beginn jeder neuen Phase in der Entwicklung klar hervorzuheben und so positiv zu zeigen, wann, wo und wie die einzelnen Veränderungen des ursprünglichen Abendmahles, trotz Dogma und Modernisteneid stattgefunden haben.

7. Einzeldarstellung

Das „Sakrament" der Ehe

Zweifelsohne behandelt diese Einzeldarstellung eines der wichtigsten Probleme der Christenheit. Es wäre daher von Bedeutung, daß die hier schwebenden Fragen einmal mit aller Gründlichkeit behandelt würden.

Man könnte die vorliegende Einzeldarstellung in folgende Teile zergliedern:

Erstens: Die Eheschließung ist ein kirchlicher Brauch, aber kein Sakrament zur Vergebung der Sünden.

Zweitens: Ehebruch wird, nach der Bibel, nur dadurch verursacht, daß jemand eine verheiratete Frau begehrt oder gar sich mit ihr fleischlich verbindet; desgleichen dadurch, daß der Mann seine Frau oder die Frau ihren Mann ohne triftigen Grund verläßt und sich wieder verheiratet, also die Rückgängigmachung des Aktes unmöglich macht.

Drittens: Der einseitige Bruch der Ehe verpflichtet nur den ehebrüchigen Teil zur Rückkehr, kann aber dem nichtschuldigen Teil das Recht geben, sich wieder zu verheiraten, womit indirekt das Recht zur Auflösung der Ehe und Wiederverheiratung gegeben ist, falls beide Teile damit einverstanden sind.

Viertens: Die Vielweiberei und die Rechtlosigkeit der Frau blieben im Urchristentum bestehen.

Das dürften wohl die wesentlichsten Charakterzüge der christlichen Ehe im Urchristentum gewesen sein; höchstens könnte man hinzufügen, daß insbesondere Paulus die Ehe am liebsten unterdrückt hätte, und zwar weil sie nach seiner Auffassung den Menschen hindert, sich ganz dem Herrn hinzugeben, ganz besonders aber wegen der Drangsale, die dem bevorstehenden Weltgericht vorausgehen und die in erster Linie den Säugenden und Schwangeren viele Nöte bereiten (1. Kor. 7, 25—40).

Wir beginnen nun mit dem ersten Teile der Einzeldarstellung, der Beweis erbringen soll, daß die Ehe kein Sakrament ist.

Der Beweis kann mit dreifacher Begründung durchgeführt werden, und zwar zunächst indem gezeigt wird, daß die Sakramente nach theologischer und dogmatischer Lehre zur Vergebung der Sünden eingesetzt sind, was bei der Eheschließung zu einem völligen Unsinn und zum Widerspruch mit der von Christus eingesetzten Sündenvergebung führen würde. Somit steht die Ehe als Sakrament im denkbar schärfsten Widerspruch zur Bibel.

Es soll hier gar nicht bestritten werden, daß die Eheschließung in der Kirche schon ein frühchristlicher, wohl von den Juden überkommener Brauch gewesen sei, wie schon Ignatius bezeugt. Aber von einem frommen Brauch bis zu einem sündenvergebenden, von Christus eingesetzten Sakrament ist doch ein Riesenschritt.

Ist nämlich die Ehe ein Sakrament, so muß sie auch Sünden vergeben. Und da nach theologischer Lehre die Worte: „Ich nehme dich zu meiner Frau — Ich nehme dich zu meinem Manne", oder, was dasselbe ist, die traditio corporis (= die Übergabe des Leibes) vor dem Priester das äußere Zeichen bilden, so sollen nach theologischer Auffassung jene Worte imstande sein, den Brautleuten alle schweren Sünden nachzulassen. Das ist an sich schon so absurd, daß man es einfach nicht begreift, wie es zu einer derartigen Verirrung hat kommen können. Nimmt man hinzu, daß die Theologen die von Christus in allen Formen und bei jeder sich bietenden Gelegenheit gepredigte Verzeihung der Sünden auf Grund eines aufrichtigen Reueaktes abschafften und als conditio sine qua non zur Vergebung die Beichte verlangen, so ist es noch unerklärlicher, wie sie andererseits zu einer geradezu lächerlichen Sündenvergebung gelangen konnten. In der Tat, wie bar alles Geistes Christi müssen jene Theologen gewesen sein, die in der Suche nach Sakramenten die drei Wesensbedingungen dieser in der Eheschließung zu finden glaubten. Sie waren wieder einmal irregeführt von einer falsch übersetzten und falsch verstandenen Bibelstelle, die

ihnen genügte, den ganzen Geist der Heilslehre Christi ins Gegenteil zu verkehren, wie wir nun sehen werden.

In der Tat, es gibt wohl kaum etwas so Tragikomisches, als der für den sakramentalen Charakter der Eheschließung als Beweis dienende Bibeltext. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, ob über die falsche Übersetzung der Vulgata, oder das Mißverständnis und die Mißdeutung dieses Textes, oder das auf diesem Wege neu entstandene Sakrament.

Nach dem Vulgatatext, der heute noch in allen Katechismen und fast allen Dogmatikbüchern sich findet, soll Paulus in bezug auf die Ehe gesagt haben:

„Dies ist ein großes Sakrament. Ich sage das aber in Christo und der Kirche." Also — folgerten die Theologen — sagt Paulus im Namen Christi und der Kirche, daß die Ehe ein großes Sakrament ist.

Nun vergleiche man damit den Urtext, in welchem diese Worte in einer Anmerkung stehen und sich auf ein Bibelzitat aus dem Alten Testament beziehen, das Paulus in übertragenem Sinne auf Christus und die Kirche auslegen will.

Die ganze Stelle lautet dort:

„Die Männer müssen ihre Frauen geradeso lieben, wie ihren eigenen Leib — (Wer sein Weib liebt, liebt sich selbst!) — Hat doch niemand seinen eigenen Leib gehaßt; man hegt und pflegt ihn vielmehr.

(So hegt auch Christus uns, seine Kirche, weil wir Glieder seines Leibes sind: ‚Deshalb wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und die beiden werden zu einem Leibe werden' Das ist ein großes Mysterium [= Geheimnis = geheimnisvolles Wort = Prophezeiung, Vgl. Röm. 11, 25; 2. Theff. 2, 7; 1. Kor. 15, 51]; ich aber deute es auf Christus und die Kirche.)

Möchte nun ein jeder von Euch auch seine Frau wie den eigenen Leib lieben." (Eph. 5, 28.)

Soweit der Text, der natürlich ein völlig anderes Bild von der Sache gibt. Ich habe dabei das griechische Wort mysterion mit Mysterium wiedergegeben, obwohl es, wie Röm. 11, 25; 2. Theff. 2, 7 u. 1. Kor. 15, 51 bezeugen, ganz wohl mit Prophezeiung übersetzt werden könnte. Aber lassen wir die Übersetzung mit „Geheimnis" bestehen, so wie es auch die Vulgata tut, die hier das Wort „Sacramentum" anwendet. Den Fehler haben die Theologen gemacht, die diesem Worte einen Sinn unterschoben, der sich erst viele Jahrhunderte später nach und nach damit verbunden hatte.

In der Tat, von „Sacramentum" im Sinne von „Geheimnis" bis zum Sakrament im theologischen Sinne mit seinen drei Wesensbedingungen ist ein ungeheurer Weg. Es muß einem Philologen geradezu als leichtfertig, ja unfaßbar frevelhaft erscheinen, daß man einen derartigen Anachronismus begehen konnte. Wie wenig Achtung und Glauben verdienen jene Leute, die, von keiner Kenntnis beschwert, mit einem Leichtsinn ohnegleichen, über die grundlegendsten Regeln der Übersetzung hinwegsehend, sich an ein Wort anklammerten und ein neues Sakrament da konstruierten, wo ein ein wenig gesunder Menschenverstand sie von einer derartigen Sinnlosigkeit hätte abhalten müssen.

In einem Punkte muß freilich auch der Vulgata ein Vorwurf gemacht werden, und zwar deshalb, weil sie übersetzte: „Dieses Geheimnis ist groß, ich sage" (das) „aber in Christo und der Kirche." Das konnte so verstanden werden, als ob Paulus im Namen Christo und der Kirche bekunden wolle, daß jenes Geheimnis (die im vorausgehenden Genesiszitat ausgesprochene Verbindung zwischen Mann und Frau) groß sei; während der Urtext in Wirklichkeit besagte: „Dieses" (im Bibeltext enthaltene) „Geheimnis ist groß, ich d e u t e es aber auf Christus und die Kirche", so daß also unter dem Manne

Christus zu verstehen ist (wie dies auch in Röm. 5, 15 und Hebr. 2, 6 der Fall ist), und unter dem Weibe die Kirche, ein Vergleich, der auch in 2. Kor. 11, 2 angewendet wird.

Aber die Theologen übersahen nicht nur diesen Vergleich, sondern vergrößerten noch den Irrtum der Vulgataübersetzung, indem sie in ihrem Sinne lasen: „Dies" (= die Verbindung zwischen Mann und Frau) „ist ein großes Sakrament; ich spreche aber im Namen Christi und der Kirche." Hier sind sowohl Vorder- wie Nachsatz gänzlich falsch wiedergegeben und obendrein die im vorausgehenden Text berichtete Verbindung zwischen Mann und Frau zu einem „Sakrament" gestempelt worden.

Die weitere Ausführung dieses Punktes muß ich den Philologen überlassen.

Nun kommt noch der historische Gesichtspunkt hinzu. Da kann schon jetzt festgestellt werden:

Erstens: Bis zum zehnten Jahrhundert hinauf ist kein Sakrament der Ehe in der Kirche bekannt. Die bürgerlich geschlossene Ehe wird sogar noch viel später von Päpsten als gültig und hinreichend anerkannt.

Zweitens: Die Siebenzahl der Sakramente beginnt erst im zehnten Jahrhundert sich zu verbreiten, während früher nur Taufe, Beichte und Kommunion als Sakramente bezeichnet wurden.

Drittens: Erst mit den Scholastikern werden die drei Wesenseigenschaften eines Sakramentes festgestellt und erst dann, also im zwölften Jahrhundert, auf Grund des falsch übersetzten und falsch verstandenen Bibeltextes auf die Eheschließung angewandt.

Alles in allem: Man schlägt kirchlicherseits den überzeugendsten Tatsachen einfach ins Gesicht und verkündet, trotz aller nur wünschenswerten Gegenbeweise, die Ehe als ein von Christus eingesetztes Sakrament. Angesichts dieser Sachlage kann man nur wiederholen, daß es eben römischer Brauch ist, um so dreister ein Dogma als apostolisch auszurufen, je unapostolischer es ist. Das ist echt römischer, echt lateinischer Geist. Das wird man schließlich auch in Deutschland erkennen müssen.

Wir kommen nun zum zweiten Teile dieser Einzeldarstellung, der der Feststellung gewidmet ist, was nach Auffassung des Neuen Testamentes als Ehebruch gilt.

Nach theologisch-dogmatischer Lehre der katholischen Kirche soll es z. B. Ehebruch sein, wenn ein verheirateter Mann ein noch nicht verheiratetes Weib begehrt oder zur Frau nimmt. In diesem Falle hätten beide Personen einen Ehebruch begangen. Nach biblischer Lehre ist keine von ihnen des Ehebruchs schuldig. Das erhellt aus folgenden Gründen:

Erstens galt die Vielehe bei den Juden als erlaubt, wie wir von Patriarchen und Königen wissen, und ganz zweifelsohne war sie auch zur Zeit Christi noch nicht verboten. Nur Paulus fordert, und zwar ausschließlich von den Bischöfen, daß sie nicht mehr als eine Frau haben sollen; was indirekt beweist, daß auch unter den ersten Christen die Vielehe noch üblich war und kein Hindernis für ihre Zugehörigkeit zum Christentum bildete. (Vgl. 1. Thim. 3, 2; Tit. 1, 6.)

Außerdem kann darauf hingewiesen werden, daß kein Bibeltext zu finden ist, der eine Verurteilung der Vielehe enthielte, was ganz zweifellos der Fall sein würde, wenn sie, wie heute, als Ehebruch aufgefaßt worden wäre.

Übrigens stellt das Neue Testament klar und deutlich fest, was als Ehebruch gilt. So sagt Christus: „Wer ein Weib ansieht, sie zu begehren, der hat die Ehe mit ihr gebrochen." (Matth. 5, 28.) Logisch und philologisch kann hier nur von einem verheirate-

ten Weib die Rede sein und nicht von einer Jungfrau. Christus stellte damit das neunte Gebot wieder her „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib", ein Gebot, das bei den Juden zur Zeit Christi nicht gerade sehr geachtet wurde.

Christus sagte ferner: „Wer sein Weib entläßt — außer wegen Ehebruch —, der verleitet sie zum Ehebruch" (Matth. 5, 32). Wenn aber der Betreffende sich obendrein mit einer andern Frau verbindet, so hat er selber Ehebruch begangen (Matth. 19, 9). Das gleiche gilt von der verheirateten Frau (Mark. 10, 11). Auch begeht Ehebruch, wer eine so entlassene Frau heiratet.

Es ist nun hierbei zu bedenken, daß „entlassen" eine Trennung gegen den Willen der Frau bedeutet. Die Entlassung der Frau war bei den Juden z. Zt. Christi sehr im Gebrauch, und vollzog sich aus den nichtigsten Gründen. Es genügte, daß man ihr den sogenannten Scheidebrief zustellte.

Auch Paulus verurteilt in gleicher Weise die einseitige Auflösung der Ehe, wobei zu beachten ist, daß die Trennung allein noch nicht als Ehebruch gilt:

„Das Weib darf sich vom Manne nicht trennen — wofern sie sich aber getrennt hat, bleibe sie ehelos oder versöhne sich mit ihrem Manne — noch darf der Mann das Weib entlassen."

Man sieht also, daß hier immer nur das einseitige Vorgehen eines Eheteiles gegen den Willen des andern verurteilt wird. Damit kommen wir zum dritten Teile der Einzeldarstellung.

Darf der verlassene Teil sich wieder verheiraten? Ist es gestattet, daß eine Ehe mit gegenseitigem Einverständnisse sich auflöse, so daß eine Wiederverheiratung stattfinden kann?

Die erste Frage beantwortet Paulus mit Ja, sofern ein christlicher Eheteil um seines Glaubens willen verlassen wird. Aber auch, wenn man bedenkt, daß Paulus nur der Frau, die sich von ihrem Manne (freiwillig) getrennt hat, auferlegt, entweder ehelos zu bleiben, oder sich wieder mit ihrem Manne zu versöhnen, möchte man glauben, daß die Entlassung im allgemeinen die Frau berechtigt, sich wieder zu verheiraten, wenigstens wenn der Mann sich anderweitig verheiratet und so die Rückkehr der Frau unmöglich gemacht hat, zumal die Frage, wie lange eine entlassene Frau in damaliger Zeit als solche betrachtet ward und ob sie durch die Wiederverheiratung des Mannes als frei galt, nicht in der Schrift direkt entschieden wird. Wir haben da nur einen indirekten Anhaltspunkt. Christus gestattet nämlich, die Frau zu entlassen, wenn sie Ehebruch getrieben hat; in diesem Falle war es dem Manne gestattet, nicht nur seine Frau zu entlassen, sondern auch sich wieder zu verheiraten. Hatte nun der Mann Ehebruch begangen, indem er seine Frau verließ und eine andere heiratete, so dürfte die entlassene Frau nunmehr ebenfalls das Recht gehabt haben, sich auch ihrerseits wieder zu verheiraten. Jedenfalls hat die Schrift diese Frage offen gelassen und damit den Christen anheimgegeben, sie zu entscheiden.

Stellt man nun allgemein das Prinzip auf, das Paulus anläßlich der Entlassung eines christlichen Eheteils ausspricht, um die Wiederverheiratung des entlassenen Teiles zu begründen, so dürfte die erste und die zweite hier gestellte Frage in bejahendem Sinne gelöst werden dürfen. Der Apostel begründet nämlich die von ihm zugestandene Ehescheidung und Wiederverheiratung mit den Worten:

„Denn zu einem friedlichen Leben hat uns Gott berufen." (1. Kor. 7, 15.)

Das will zunächst besagen, daß der unschuldige Teil nicht um des schuldigen willen in seinen Rechten geschädigt werden soll; kann aber auch auf den Fall ausgedehnt werden, daß Mann und Frau sich nicht verstehen und daher eine Trennung mit gegenseitigem

Einverständnis einem Leben des Hasses und des Unfriedens vorziehen. Dieser Fall mag in damaliger Zeit selten gewesen sein, da die Frau mehr oder weniger nur die Sklavin ihres Mannes war und sich willenlos ihm zu fügen hatte. Es konnte nicht ausbleiben, daß nordisches Weibtum aus dem Bluterbe sich gegen solche Erniedrigung auflehnte, um Gleichberechtigung rang [6]) und eine Reform der Ehegesetze forderte. Erst Bismarck schuf für die standesamtlich geschlossene Ehe volle Rechtsgültigkeit, ebenso für die Scheidung.

Zwar weiß ich, daß die katholischen Theologen eine derartige Lösung infolge ihrer gänzlich irrigen Bibelauffassung ablehnen. Indes möchte ich wissen, mit welchem Bibeltext sie es begründen, wenn sie eine seit Jahren geschlossene Ehe auflösen, nur weil ein Zeuge bei der Trauung fehlte, oder weil der Pfarrer nicht zuständig war, oder weil der Ehemann Napoleon oder Markoni heißt. Heißt das nicht in der leichtfertigsten Weise „Gottes Gebot um Traditionen willen vernichten“ (Matth. 15, 6)? Daß Leute, die solche Maßstäbe an die heiligste menschliche Verbindung legen, eines höheren Urteils nicht fähig sind, liegt auf der Hand. Zum mindesten aber haben sie das Recht verwirkt, über andere zu Gericht zu sitzen, die dem Ernste der Sache nicht auch den Ernst des Urteils entgegenbringen.

Es bleibt nun noch der vierte Teil der Einzeldarstellung übrig, der die Vielweiberei und die Rechtlosigkeit der christlichen Frau im Urchristentum behandelt.

Die Vielweiberei war den Juden gestattet. Es gab Haupt- und Nebenfrauen. Natürlich ermöglichten die geldlichen Verhältnisse nur wenigen Leuten, sich den Luxus der Vielweiberei zu gestatten. Indes ist hier nicht die Tatsache, sondern das Recht und die religiöse Anschauung des Volkes in Betracht zu ziehen und diese gestatteten die Vielweiberei.

Die Kirche konnte sich den Kampf gegen diese Einrichtung ersparen, da verhältnismäßig nur wenig Fälle vorlagen und diese sich im Verlaufe der Zeit von selber ausschalteten.

Übrigens hätte die junge Kirche auch nicht dagegen einzuschreiten vermocht. War sie doch namentlich im Anfang wesentlich jüdisch eingestellt; denn die Trennung zwischen Juden und Christen erfolgte nur langsam, zumal der Besuch des Tempels und der ausschließliche Gebrauch des Alten Testamentes — ein Neues Testament gab es noch nicht — die Christen noch ganz im Banne des Judentums mit seinen polygamen Patriarchen und Helden gefangen hielt. Predigt gegen die Vielweiberei wäre da Predigt gegen heiliges Recht und Sitte gewesen.

So konnte der Kampf dagegen erst spät und langsam beginnen. Er fing mit der Einehe der Bischöfe an und hörte mit dem Zölibat der Priester auf.

Die Rechte der Frau blieben ebenfalls nach wie vor beschränkt. Der Vater erhielt das Recht, seine Töchter zu verheiraten mit wem er wollte (1. Kor. 7, 38). In der Kirche hatten die Frauen zu schweigen (1. Thim. 2, 12). Sie durften nur verschleiert dort erscheinen (1. Kor. 11, 3—16) und hatten stillschweigend zuzuhören (1. Thim. 2, 11), während ihre Männer laut beten, weissagen, in andern Sprachen reden und noch in anderer Weise sich am gemeinsamen Gottesdienst beteiligen konnten.

Heute muß freilich auch der Mann in der Kirche schweigen und den Redestrom des Wortes Gottes unwidersprochen hinnehmen. Indes hat dies der Frau wenig genützt.

[6]) Siehe „Das Weib und seine Bestimmung“ u. „Der Minne Genesung“, Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

Noch Jahrhunderte hindurch blieb ihre Lage mehr oder weniger die gleiche.[7]). Jedenfalls aber hat die Kirche so gut wie nichts getan, ihre Lage zu verbessern. Erst der Fortschritt unserer Tage führte einen Wandel herbei, und dieser zwang die Kirche, die neugeschaffenen Verhältnisse anzuerkennen und zu ihrem Frommen auszunutzen. Übrigens braucht man nur in katholische Länder zu gehen, um sich davon zu überzeugen, in welch sklavischen Verhältnissen heute noch die Frau sich dort befindet. Sie kann nur dort sein, wo sie unter Aufsicht steht, und muß sich in jeder Beziehung die äußerste Zurückhaltung auferlegen, sonst wartet ihrer nur das Schlimmste. Echt katholisch!

8. Einzeldarstellung

Das „Sakrament" der Ölung

Gewiß dürfte es schwer halten, über das Sakrament der letzten Ölung eine ganze Einzeldarstellung zu schreiben.

Nur zwei Beweggründe ließen mich den Entschluß fassen, es dennoch mit einer solchen hierüber zu versuchen.

Der erste Grund war die große Beweisbarkeit des philologischen Irrtums, der hier von den Theologen begangen wurde, um ein neues Sakrament zu schaffen.

Der zweite Grund war die Gewißheit, daß gerade der geschichtliche Teil dieses in der Theologie nur dürftig behandelten Sakramentes einen reichen Aufschluß darüber geben dürfte, wie man in der Kirche einen schlichten Brauch in ein sündenvergebendes Sakrament umgewandelt hat.

Mit diesen beiden Beweggründen dürfte auch eine gute Zweiteilung der Einzeldarstellung gegeben sein.

Bezüglich des ersten Punktes ist bereits wiederholt die Feststellung gemacht worden, daß die auf bedeutende Dogmen und Sakramente bezüglichen Texte in der lateinischen Vulgata derartig abgeändert worden sind, daß den Theologen der ihnen fehlende und daher äußerst notwendige „Beweis" dadurch wesentlich erleichtert ward. Dies war bei der Erbsünde, der Kommunion und der Ehe der Fall, und jetzt haben wir die gleiche Erscheinung bei der Ölung zu verzeichnen, wie wir sehen werden.

Unwillkürlich fragt man sich da, ob es denn wirklich Zufall sei, daß ausgerechnet so wichtige Texte in der Weise zugeschnitten wurden, daß sie als Beweis für ein Dogma dienen können, während sie, in ihrem richtigen Sinne wiedergegeben, gerade die stärkste Verneinung des betreffenden Dogmas bilden.

Nimmt man hinzu, daß sowohl in der Bibel als auch in den Kirchenvätern sich zahllose Zitate finden, die absolut unrichtig sind, so sieht man, daß hier methodisch gearbeitet wurde. Man sehe nur einmal das Matthäus-Evangelium an! Von den vielen Zitaten, die dieser Herr bringt, um seinen Lesern aus der Schrift des Alten Testaments zu beweisen, daß Christus der verheißene Messias sei, stimmt kein einziges. Entweder ist es falsch wiedergegeben oder falsch verstanden bzw. falsch ausgelegt, wie es denn im Alten Testament überhaupt keine Prophezeiung gibt, von der sich einwandfrei feststellen läßt, daß sie auf Christus gemünzt war. Zwar können viele Texte auf Christus gedeutet wer-

[7]) Siehe „Die Deutsche Frau, Dienerin oder Gefährtin", „Geschlechterverhältnis und Ehe im völkischen Deutschland", Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

den, aber ebenso viele auch auf Napoleon. Für mich jedenfalls war es eine bittere Enttäuschung, als uns während der theologischen Studien mit sauersüßer Miene zugestanden wurde, daß die sogenannten Prophezeiungen des Alten Testaments an sich einen andern Sinn hätten, aber daß man sie in übertragenem Sinne auch auf Christus deuten könnte.

Die Skrupellosigkeit der Evangelisten hat sich auch auf die Väter übertragen. Wenn einer der größten christlichen Redner des Altertums, der „heilige" Bischof Gregor von Nazianz (328—389) dem „hl." Hieronymus schreibt:

„Es genügt zu schwätzen, um sich beim Volke durchzusetzen. Je weniger es versteht, um so mehr staunt es. Unsere Kirchenväter und Kirchenlehrer haben oft Dinge gesagt, an die sie selber nicht glaubten, aber die die Umstände und die Not sie sagen ließen",

so läßt das doch tief blicken und man fragt sich, ob es nicht hoch an der Zeit ist, einmal eine gründliche Nachprüfung zu halten, um festzustellen, wie weit die Menschheit absichtlich von denen irregeführt wurde, die sich ihr als Künder und Bringer der Wahrheit aufdrängten.

Für mich besteht kein Zweifel, daß auch die Bibel an verschiedenen Stellen für die theologischen Bedürfnisse zugeschnitten wurde.

Und wenn im Mittelalter die Vulgata durch Dogma als vom hl. Geiste inspiriertes Buch, das dem Urtext gleichwertig sei, verkündigt ward, so hat Rom in dem Augenblick genau gewußt, was es tat. Indes wird ja nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen.

Um nun auf unsern Fall zu sprechen zu kommen, so sahen wir schon, daß für die Begründung des Sakramentes der Ehe ein Bibeltext aus seinem Zusammenhang herausgerissen und falsch übersetzt und falsch gedeutet ward.

Das gleiche gilt vom Sakrament der letzten Ölung. Es handelt sich dabei um einen Text aus dem Briefe Jakobi, wo der Apostel angibt, wie man sich in den verschiedenen Lebenslagen zu verhalten habe: in Leid, Freud und Krankheit. In letzterem Falle rät er die sofortige Anwendung der von Christo aufgetragenen (Marc. 6, 13) Salbung mit Öl an, die in damaligen Zeiten sehr üblich war (der barmherzige Samariter!) und, durch Christo mit Gebet verbunden, besondere Kraft zur Wiedererlangung der Gesundheit besitzen sollte.

Aus dieser einfachen Handlung haben nun die Theologen ein Sakrament der Ölung gemacht, und es ist Dogma der katholischen Kirche, daß dabei durch Öl die Sünden des Kranken vergeben werden. Das wird so sehr als Hauptsache betrachtet, daß die Ölung nur dann angewandt werden darf, wenn Lebensgefahr vorhanden ist, wobei in der Praxis die Ölung bis zum letzten Augenblick hinausgeschoben wird. Infolgedessen sieht das Volk in der Ölung alles andere eher als ein Heilmittel, betrachtet im allgemeinen einen Kranken, der die Ölung empfängt, als aufgegeben und hat einen wahren Schrecken vor diesem Sakrament, dem selbst die Kirche bezeichnenderweise den Namen „Letzte" Ölung gegeben hat. Man denkt also gar nicht an eine Krankenheilung durch die Ölung, sondern nur an eine Sündenvergebung, namentlich in dem Falle, wenn der Kranke zu schwach ist, um beichten zu können, oder wenn er gar bewußtlos oder auch soeben gestorben ist.

Und nun die Begründung für dieses Sakrament. Ich möchte dabei bemerken, daß für den Laien der Unterschied zwischen der falschen und richtigen Übersetzung hier nicht so klar in die Augen springt. Der Theologe und Sachverständige wird indes sofort die Tendenz der falschen Übersetzung erfassen und zu bewerten wissen.

In meinem Katechismus, wie in allen andern, die ich kannte, den römischen, offiziellen nicht ausgenommen, stand folgende Version:

„Ist jemand krank unter Euch, so rufe er die Priester. Diese sollen ihn salben mit Öl und über ihn beten. Und das Gebet des Glaubens wird den Kranken erleichtern und der Herr wird ihn aufrichten und wenn er Sünden auf sich hat, so werden sie ihm vergeben werden."

Der Versuch, hier alles: Erleichterung der Krankheit und Sündenvergebung, von der Ölung abhängig zu machen, liegt auf der Hand, und eben darin liegt die Fälschung. In Wirklichkeit wollte der Apostel, wie uns sogleich die wahre Übersetzung zeigen wird, nur die Wiedererlangung der leiblichen Gesundheit von der Ölung abhängig machen. Erst nachdem er dies getan und den Christen die mit dem Gebete der Vorsteher verbundene Ölung als Heilmittel zur Erlangung der Gesundheit anempfohlen hat, setzt er den Fall, daß der Kranke sich die Krankheit durch Sünden zugezogen habe. Und da die Strafe der Sünden der Tod ist, wie wir bereits sahen, und wie auch sonst die Schrift behauptet (Joh. 9, 2; 1. Kor. 11, 30), so muß in diesem Falle zunächst die Sünde als Hindernis der Heilung beseitigt werden. Diese Sündenvergebung soll, gemäß dem Apostel, in der von Christo so oft gepredigten Weise durch ein einfaches Schuldbekenntnis erfolgen, so wie wir es vom Zöllner im Tempel, vom Schächer am Kreuz usw. vernehmen.

Hat Gott auf diese Weise die Sünde des Kranken vergeben, so sollen die Vorsteher der Gemeinde über den Kranken beten, um ihm so die Gesundheit wieder zu verschaffen. „Denn viel vermag das inständige Gebet eines Gerechten."

Wie man sieht, wird selbst die Krankenheilung weniger vom Öl als vielmehr vom gläubigen Gebet des Vorstehers abhängig gemacht. Es ist nichts anderes als Gesundbeterwahn.

Und nun der richtig übersetzte Text, der in zwei Teile zerfällt. Im ersten Teil wird die Krankenheilung im allgemeinen behandelt; im zweiten Teil der besondere Fall, daß die Krankheit durch Sünden verursacht war, was bei öffentlich begangenen Sünden oder öffentlichen Sünden immer vorausgesetzt wurde. Hier der Wortlaut:

„Geht es einem von Euch schlecht, so bete er. Geht es einem gut, so singe er. Ist jemand krank, so rufe er die Vorsteher der Gemeinde. Diese sollen, nachdem sie ihn mit Öl gesalbt haben, über ihn beten. Und ihr gläubiges Gebet wird den Kranken erleichtern und der Herr wird ihn wieder aufrichten.

Sollte er aber Sünden begangen haben, müssen ihm diese vorher vergeben werden. Daher sollt Ihr einander die Sünden bekennen und" (darnach) „für einander beten, auf daß Ihr wieder gesund werdet. Denn viel vermag das inständige Gebet eines Gerechten." (Jak. 5, 13—16).

Das ist der Text, der an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Veränderungen, die hier von der katholischen Kirche vorgenommen worden sind, lassen sich wie folgt zusammenfassen.

Erstens: Gemäß der Schrift sollte die Ölung nur der Krankenheilung dienen; gemäß der kirchlichen Praxis dient sie so gut wie nie diesem Zwecke, sondern nur der Sündenvergebung.

Zweitens: Falls die Krankheit durch Sündenschuld verursacht worden war, sollte die Sünde, das Hindernis der leiblichen Genesung, durch das bei den Christen übliche allgemeine Sündenbekenntnis beseitigt werden. Nach kirchlicher Lehre kommt diese Scheidung überhaupt nicht in Betracht, da die Ölung sowohl die Sünden vergibt, als auch die Gesundheit verleiht.

Drittens: Gemäß der Schrift ist die Ölung gleich bei Beginn der Krankheit zu spenden, da sie den ausschließlichen Zweck hat, die leibliche Gesundheit wieder herzustellen. Gemäß der Kirche darf die Ölung nur bei Todesgefahr gespendet werden, und kann sogar

noch einige Stunden nach dem Hinscheiden erteilt werden, weil die Theologen glauben, daß die Trennung der Seele vom Leibe erst etwa acht Stunden nach dem letzten Atemzuge erfolgt; und da die Ölung hauptsächlich die Sünden vergeben soll, namentlich jene, die nicht mehr gebeichtet werden können, so sind sie kraft theologischer Schlußfolgerungen sogar schon zur Einölung der Leiche vorgedrungen. Man darf da wirklich auf die Ergebnisse weiterer theologischer Nachforschungen gespannt sein.

Ob es nicht doch noch einmal dämmern wird?

9. Einzeldarstellung

Die Priesterweihe und der Zölibat

Wenn einmal unvermuteterweise zehn katholische Theologen zur gleichen Zeit, aber in getrennten Räumen darüber befragt würden, wann Christus seine Apostel zu Priestern und Bischöfen geweiht habe, so dürfte man zehn verschiedene Antworten erhalten.

In der Tat, wenn bei irgendeinem Sakrament Rom den Boden unter den Füßen verliert, dann ganz gewiß hier, und der Abgrund, der zwischen den Priestern und Bischöfen der Urkirche und den Priestern und Bischöfen der heutigen römischen Kirche liegt, kann nur durch Sophistereien überbrückt werden.

Aufgabe dieser Einzeldarstellung wird es sein, die hier bestehenden Gegensätze ins rechte Licht zu stellen, damit alle die tiefgreifenden Änderungen erkennen, die vorgenommen wurden, und damit ein für allemal festgestellt werde, daß das Sakrament der Priesterweihe eine Erfindung Roms ist, ebenso wie der Zölibat.

Der erste Teil dieser Einzeldarstellung sei nun der Feststellung gewidmet, daß ein Priestertum für die christliche Kirche überhaupt nicht in Frage kommt, ja, keinerlei Existenzberechtigung hat.

Die vornehmste Aufgabe des Priestertums bestand von jeher darin, Opfer darzubringen. Das war sein ausschließliches Recht und das Wesensmerkmal seines Amtes. Auch die jüdischen Priester brachten Opfer dar, und waren eben deshalb Priester.

Im Neuen Bunde gab es keine Opfer. Wir sahen bereits, daß das Abendmahl in keiner Weise als Opfer gedeutet werden kann, und daß das Meßopfer in jeder Beziehung unapostolisch ist. Der Hebräerbrief sagt es in seitenlangen Ausführungen, daß das einzige Opfer Christus dargebracht habe, und zwar durch sein Opfer am Kreuze, und daß dieses, am Ende der Zeiten dargebracht, vollauf genüge.

Wo aber kein Opfer dargebracht wird, da ist auch kein Priester notwendig. Eine selbstverständlichere Folgerung kann es kaum geben.

Und so sehen wir denn auch, daß es in der jungen christlichen Kirche alles andere, nur keine Priester gab, und daß die Apostel sich lediglich als Verkünder des Evangeliums betrachteten.

Paulus hat die verschiedenen Kirchenämter aufgezählt, die es bei den ersten Christen gab. Die beiden hauptsächlichsten Stellen hierüber finden sich im Römer- und Epheserbrief. Sie lauten:

Röm. 12, 3—8: „Ja, ich ermahne auf Grund des Gnadenamtes, das mir verliehen ward, einen jeden einzelnen von Euch, nicht höher hinaufzustreben, als sich gebührt, vielmehr darauf bedacht zu sein, sich mit dem Maße der Glaubensgnade zu bescheiden, das Gott einem jeden zugewiesen hat. Wie wir nämlich an einem Körper viele Glieder haben, aber nicht allen Gliedern dieselbe Ver-

richtung obliegt, so bilden wir alle in Christo einen Körper; einzeln aber sind wir Glieder, die voneinander verschiedene Gnadengaben besitzen, je nach der Gabe, die uns verliehen ward. Wer nun die Gabe der Prophetie besitzt, der soll das Prophetenamt ausüben — jedoch in Übereinstimmung mit dem Glauben. Wer das Diakonat empfangen hat, der halte sich am Dienen. Wer das Lehramt hat, der soll in unserer Lehre unterrichten. Wer die Gabe des Ermahnens hat, der halte sich zum Ermahnen. Wer Almosen auszuteilen hat, tue es in schlichter Gesinnung. Wer Vorsteher ist, soll eifrig sein. Wer Werke der Barmherzigkeit auszuüben hat, der tue das in Freudigkeit.

Eph. 4, 7—16: „Von den Gnadengaben erhielt ein jeder von uns jene, die Christus als Geschenk ihm zuerteilte. Deswegen heißt es:

1. Er stieg hinauf in die Höhe, führte gefesselt mit sich die gefangenen Feinde
2. Und gab den Menschen Geschenke!

Zu 1. Was anders aber bedeutet das ‚Er stieg hinauf', als daß er vorher auch auf die tiefer gelegene Erde herabgestiegen war?! Er, derselbe, stieg sowohl hinab, als auch hinauf, hoch über alle Himmel, damit er alles erfülle.

Zu 2. Und er ‚gab' die einen als Apostel, die andern als Propheten, andere als Evangelisten, andere als Hirten und Lehrer, damit die Geheiligten im Dienste Gottes zum Aufbau des Leibes Christi ausgebildet werden, bis wir alle zur Einheit im Glauben und in der Erkenntnis des Sohnes Gottes gelangt sind, zur vollendeten Männlichkeit und zur Reife eines von Christo Erfüllten. Wir dürfen nicht mehr Kinder bleiben, die von jedem Winde — der in der Lehre durch die Arglist der Menschen und ihre Ränke in der Verführung zum Irrtum erregt wird — hin und her bewegt und getrieben werden; wir alle müssen vielmehr in der Wahrheit verharren und in der Liebe zu ihm wachsen, der unser Haupt ist, nämlich Christus. Von ihm wird der ganze Leib fest zusammengefügt und gehalten, und so bewirkt er durch die Mitarbeit eines jeden Gliedes je nach dessen Fähigkeit das Wachstum seines Leibes, bis er in Liebe aufgebaut ist."

Übrigens waren auch die Gläubigen selber mit verschiedenen Gnadengaben ausgerüstet, wie aus folgendem Text hervorgeht:

1. Kor. 12, 1—11: „Auch in betreff der Geistesgaben, Brüder, möchte ich, daß Ihr Bescheid wißt. Ihr wißt, daß Ihr früher, als Ihr noch Heiden ward, jedesmal, wenn Ihr verzückt wurdet, zur Verehrung der stummen Götzen Euch fortreißen ließet. Deshalb tue ich Euch kund, daß keiner im Geiste Gottes redet, der da spricht: ‚Verflucht sei Jesus!' Und keiner wird sagen: ‚Jesus ist der Herr!' es sei denn im Heiligen Geiste.

Es gibt aber verschiedene Geistesgaben, doch ist es ein und derselbe Geist,

(Und es gibt verschiedene Kirchenämter, jedoch verleiht sie derselbe Herr, und es gibt verschiedene Wunderkräfte, jedoch wirkt sie derselbe Gott)

der sie alle in allen bewirkt. Jedem aber wird eine Geistesgabe verliehen, die ihm frommt. So wird dem einen durch den Geist Weisheit verliehen, einem andern Erkenntnis, und zwar nach Anordnung desselben Geistes, einem andern Glaubenskraft durch denselben Geist, einem andern Wunderkraft, einem andern die Gabe der Prophetie, einem andern Unterscheidung der Geister, einem andern verschiedene Sprachen, einem andern die Auslegung der Sprachen. Alles das aber wirkt ein und derselbe Geist, der einem jeden zuerteilt, wie er will."

Wie man sieht, ist in keinem der drei Texte die Rede vom Priestertum. Das allein sollte doch sehr zu denken geben. Wo würde heute eine Aufzählung von Kirchenämtern möglich sein, ohne das Priestertum zu nennen?

Aber auch, wenn man die Presbyter der damaligen Zeit näher betrachtet, ja selbst wenn man Bischöfe und Apostel hinzunimmt, wird man gestehen müssen, daß keine dieser drei Einrichtungen irgendetwas mit dem Priestertum zu tun hat.

Von den Presbytern der ersten Christen wissen wir, daß sie Vorsteher der Gemeinde waren, etwa nach Weise der heutigen Kirchenvorsteher. Sie wurden aus den Gemeindeältesten gewählt und in ihr Amt durch Handauflegung eingeführt, eine Handlung, die bei den Juden allgemein üblich war.

In seinem ersten Brief an Timotheus sagt Paulus folgendes in bezug auf die Presbyter:

1. Tim. 5, 17—25: „Jene Presbyter, die gute Vorsteher sind, sollen doppelten Lohn erhalten, besonders wenn sie sich mit Predigten und Unterrichten abmühen. Denn die Schrift sagt: ‚Du sollst einem Ochsen, der drischt, das Maul nicht zubinden!' und: ‚Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.' — Laß gegen einen Presbyter keine Klagen gelten, außer ‚wenn zwei oder drei Zeugen da sind'. Haben sie gefehlt, so weise sie in Gegenwart aller andern Presbyter zurecht, damit auch die übrigen von

Furcht ergriffen werden. Ich beschwöre Dich vor Gott, vor Christus Jesus und den auserwählten Engeln, dieses zu beobachten, ohne dabei voreilig zu urteilen oder parteiisch zu sein.

Lege keinem voreilig die Hände auf, damit Du Dich nicht fremder Sünden schuldig machst, vielmehr Dich schuldlos bewahrst.

(Trinke nicht ausschließlich Wasser, sondern genieße wegen Deines Magenleidens und Deiner häufigen Krankheiten auch ein wenig Wein.)

Bei einigen Menschen sind die Fehler von vornherein offenbar und führen schon im voraus zur Verurteilung, bei andern kommen sie erst nachträglich zum Vorschein. Ebenso sind aber auch die guten Werke von vornherein offenkundig, und jene Menschen, bei denen sie es nicht sind, können sie doch nicht auf die Dauer verborgen halten."

Wie man sieht, sollten die Presbyter der Gemeinde vorstehen; sie können, wenn sie wollen, auch predigen und unterrichten.

Vom Darbringen von Opfern ist keine Rede — übrigens heißt Presbyter ja auch nur „Älterer" — Älterer Mann; die Bezeichnung hat also mit dem Worte Priester = sacerdos = hiereus nichts zu tun.

Daher wird im Neuen Testament, wenn von Juden (Ap.-Gesch. 6, 7) und Heiden (Ap.-Gesch. 14, 13) die Rede ist, der Name Hiereus = Priester gebraucht; aber nie von den christlichen Kirchenvorstehern. Der einzige Priester war eben Christus, wie der Hebräerbrief immer wieder versichert. Man sieht also, daß das Wort Hiereus (= Priester) im Neuen Testament sehr wohl bekannt war; eben daher ist seine Nichtverwendung bei der Aufzählung der christlichen Kirchenvorsteher ein schlagender Beweis dafür, daß es im Urchristentum keine Priester gab.

Betrachten wir jetzt den Bischof. Von ihm und dem Diakon schreibt Paulus:

1. Tim. 3, 1—13: „Das ist ein wahres Wort: Wenn jemand nach dem Bischofsamte strebt, so begehrt er ein schönes Amt. Daher muß ein Bischof untadelhaft sein. Er soll nur einmal verheiratet, nüchtern, klug, wohlanständig, gastfreundlich, lehrtüchtig, kein Trunken- oder Raufbold, sondern nachgiebig, nicht streitsüchtig oder geldgierig sein; er sei ein guter Vorsteher seines Hauses und erhalte seine Kinder in Unterwürfigkeit und aller Ehrbarkeit;

(Würde hingegen jemand seinem eigenen Haus nicht vorzustehen wissen, wie könnte der für die Gemeinde Gottes Sorge tragen?!)

er sei kein Neubekehrter, damit er nicht hochmütig werde und in das gleiche Verderben gerate wie der Teufel. Er muß aber auch bei den Außenstehenden einen guten Ruf haben, um nicht in Schande und in die Schlinge des Widersachers zu geraten.

Gleicher Art müssen die Diakone sein: ehrbar, nicht doppelzüngig, nicht vielem Weingenuß zugetan und nicht auf schändlichen Gewinn bedacht. Sie müssen vielmehr mit reinem Gewissen am Glaubensgeheimnis festhalten.

Auch sollen sie vorher geprüft werden und erst dann das Diakonat versehen, wenn sie untadelhaft sind.

Ihre Frauen müssen ebenso sein: ehrbar, nicht verleumderisch, nüchtern und in jeder Beziehung zuverlässig.

Die Diakone sollen nur einmal verheiratet sein und ihre Kinder und ihr Heim gut leiten. Die ihr Diakonatsamt gut verwaltet haben, erwerben sich einen hohen Rang und eine große Machtstellung im Glauben an Christus Jesus."

Ebenso beschreibt Paulus im Titusbrief die Aufgaben des Bischofs:

Tit. 1, 5—9: „Ich ließ Dich in Kreta zurück mit dem Auftrag, daß Du das Weitere anordnest und in den einzelnen Städten Älteste aufstellst, aber so, wie ich es Dir anbefohlen; nur wer untadelhaft, nur einmal verheiratet ist und gläubige Kinder hat, die nicht im Rufe der Lüderlichkeit stehen oder unbötig sind. Ein Bischof muß nämlich als Hausverwalter Gottes untadelhaft sein. Er darf nicht etwa anmaßend, aufbrausend, trunk-, streit- und gewinnsüchtig sein, vielmehr soll er gastfrei, aufs Gute bedacht, weise, gerecht, fromm und enthaltsam sein. Er muß treu an der wahren, überlieferten Lehre festhalten, damit er imstande sei, in der unverfälschten Lehre zu unterrichten und etwaige Gegner ihres Irrtums zu überführen."

Demnach ist es die erste Aufgabe des Bischofs, das Evangelium zu verkünden und durch Wort und Beispiel die Leute zu belehren.

Außerdem soll er in den andern Städten würdige Männer als Bischöfe aufstellen, und

zwar sollen die Bischöfe sowohl wie die Diakone in der Einehe leben, eine Forderung, die nicht an die Presbyter gestellt wurde.

Von einem Opferamt des Bischofs oder des Diakons ist hier ebensowenig die Rede wie bei den Presbytern.

Wir kommen nun zu den Aposteln selber. Vom Amte des Apostels spricht Paulus an den hier folgenden Stellen.

2. Kor. 5, 18 — 6, 10: „Das alles aber stammt von Gott! Er hat:
1. uns alle durch Christus mit sich selbst versöhnt
2. und uns das Amt der Versöhnung übertragen;
Zu 1. weil Gott dadurch die Welt in Christo mit sich selbst versöhnt hat, daß er die Sünden nicht mehr anrechnete und die Lehre von der Gottversöhnung unter uns aufrichtete.
Zu 2. Wir sind also Gottesgesandte geworden, und zwar an Christi Statt, so daß Gott seine Ermahnungen jetzt durch uns erteilt. Wir bitten an Christi Statt: Versöhnt Euch mit Gott! Den, der keine Sünde kannte, machte er zu unserer Sündenschuld, damit wir vor Gott in ihm gerechtfertigt würden.
Als seine Mitarbeiter teilen wir auch Ermahnungen aus
(Damit Euch nämlich die Gnade Gottes nicht vergeblich zuteil ward. Heißt es doch:
‚Zur Zeit der Huld habe ich Dich erhört — Und am Tage des Heiles Dir geholfen!'
Wohlan, jetzt ist die Zeit der Huld, jetzt ist der Tag des Heiles da.)
und geben keinem auch nur den geringsten Anstoß, damit kein Tadel auf unsere Amtsführung falle. Im Gegenteil, als Diener Gottes suchen wir uns in allen Dingen zu empfehlen; durch vieles Erdulden, durch Ertragen von Trübsal, Nöten und Ängsten, Schlägen und Gefängnissen, durch Ertragen von Ruhelosigkeit, Mühen, Fasten und Wachen, durch Reinheit, Klugheit, Langmut und Güte, durch einen heiligmäßigen Geist und ungeheuchelte Liebe, durch die Lehre der Wahrheit und Gottes Kraft, durch die Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, durch Ertragen von Ehre und Schande, von guter und übler Nachrede, als solche, die trügen und doch wahrhaft sind; als solche, die tot sind, und siehe, wir leben; als solche, die gezüchtigt, aber nicht getötet werden; als solche, die verkannt werden und doch geachtet sind; als solche, die trauern und doch voll innerer Freude sind; als solche, die arm sind und dennoch viel bereichern; als solche, die nichts haben und dennoch alles besitzen."

Paulus betrachtet es also als erste Aufgabe des Apostels, die von Christus gebrachte Versöhnung der Menschheit mit Gott durch die Verkündigung des Evangeliums zu verwirklichen.

Das gleiche erhellt aus dem Kolosser- und Epheserbrief, von denen hier nur der letztere zitiert sei. Es heißt dort:

Eph. 2, 20b—3, 8: „Der Eckstein ist Christus Jesus selbst! Durch ihn erhält der ganze Bau seine Festigkeit und wächst im Herrn zu einem heiligen Tempel empor.
In ihm werdet auch Ihr zur geistigen Wohnung Gottes miteingebaut.
Dafür bin ich, Paulus, der Gefangene um Christi willen, für Euch Heiden angestellt. Habt Ihr doch davon gehört, daß mir durch Gottes Anordnung das Gnadenamt für Euch verliehen ward; denn in einer Offenbarung wurde mir das Geheimnis erschlossen,
(das ich soeben kurz beschrieben habe, und woraus Ihr, die Leser, meine Einsicht in das Geheimnis Christi erkennen könnt. In früheren Zeiten war es nämlich den Menschenkindern nicht so bekannt, wie es jetzt seinen heiligen Aposteln und den Propheten im Geiste enthüllt ward.)
daß die Heiden Miterben, Mitglieder und Mitgenossen der Güter sein sollen, die uns in Christo Jesu verheißen sind, und zwar durch Annahme des Evangeliums, dessen Diener ich geworden bin durch Christi Gnadengeschenk, das er mir nach seiner großen Macht verliehen hat. Mir, dem Allerheiligsten unter allen Geheiligten, ward diese Gnade verliehen, den Heiden den unerschöpflichen Reichtum zu verkünden."

Die Verkündigung des Evangeliums ist des Apostels erste Aufgabe, darum sagt er:

1. Kor. 9, 16—17: „Denn wenn ich mich darauf beschränkte, das Evangelium zu verkünden, so hätte ich keinen Ruhm davon, weil das aus Pflicht geschieht. Strafwürdig wäre ich nämlich, wenn ich das Evangelium nicht verkündete. Ja, ich bekäme Lohn dafür, wenn ich es freiwillig täte; es wurde mir indes als Amtspflicht anvertraut."

Er weist sogar jegliche andere Beschäftigung ab, so wie es die Apostel taten, als sie

Diakone aufstellten, um sich selbst ganz der Verkündigung des Evangeliums zu widmen (Apostelgesch. 6, 2—5).

1. Kor. 1, 17: „Christus sandte mich ja nicht aus, die Taufe zu spenden, sondern das Evangelium zu verkünden."

Paulus bringt sein Amt sogar in direkten Gegensatz zu dem Opferamt der jüdischen Priester, indem er sagt, daß wie jene das Recht hatten, als Diener des Altares vom Altar zu leben, so er als Verkünder des Evangeliums vom Evangelium:

1. Kor. 9, 13—14: „Wißt Ihr nicht, daß die, welche die Opfer bereiten, auch vom Opfer essen und daß jene die dem Altare dienen, auch mit dem Altare teilen sollen? Ebenso hat auch der Herr verordnet, daß die Verkünder des Evangeliums vom Evangelium auch leben sollen."

Mit einem Wort: Paulus betrachtet sein Apostelamt — so wie es der Name „Apostel" besagt — ausschließlich als ein Amt der Verkündigung Christi.

Dieses Amt schätzt er ungemein hoch ein, ja, weit über das Amt, das Moses hatte; deshalb legt er sich auch keinen Schleier über wie jener, sondern verkündet sein Evangelium mit Freimut:

2. Kor. 3, 7—18: „Wenn aber das Amt der Verkündigung des in Steine eingeschriebenen ‚Buchstabengesetzes',

1. das doch den Tod brachte, schon so herrlich war, daß die Kinder Israels wegen des Glanzes

2. der doch nur vergänglich war, Moses nicht ins Antlitz zu schauen vermochten, wie soll da nicht das Amt der Verkündigung des ‚Geistes' noch viel herrlicher sein?

Zu 1. Wenn nämlich das Amt der Verdammung schon so herrlich war, so wird das Amt der Rechtfertigung noch viel herrlicher sein. Ja, die Herrlichkeit auf jener Seite ist nicht einmal Herrlichkeit zu nennen, und zwar wegen des Übermaßes der jetzigen Herrlichkeit.

Zu 2. Und wenn schon das, was doch vergehen sollte, herrlich war, so wird das, was bestehen bleiben soll, noch viel mehr in Herrlichkeit erstrahlen.

Im Besitze eines derartigen Glaubensgutes treten wir daher mit aller Offenheit auf und handeln nicht wie Moses, der sein Antlitz mit einem Schleier verhüllte, so daß die Kinder Israels nicht den erkennen konnten, der das Endziel des vergänglichen Bundes war.

(Ihre Herzen wurden vielmehr verhärtet. Bis auf den heutigen Tag nämlich bleibt derselbe Schleier auf der Lesung des Alten Testamentes liegen, ohne daß ihnen enthüllt würde, daß jenes in Christo aufhört. Statt dessen bleibt der Schleier bis heute, so oft auch Moses gelesen wird, auf ihrem Herzen liegen. ‚Sobald sich aber Israel zum Herrn wendet, wird der Schleier hinweggenommen!' Dieser Herr aber ist der Geist, wo nämlich der Geist des Herrn ist, da herrscht Freiheit.)

Wir, wir spiegeln vielmehr alle mit unverschleiertem Antlitze die Herrlichkeit des Herrn wider und werden alle immer herrlicher in das gleiche Ebenbild mit ihm umgewandelt werden, und zwar durch den Geist des Herrn."

Aber trotz seines hohen Amtes betrachtet er sich nur als Diener der Christen. Er ist nur ein Mitarbeiter Gottes, ein Diener Christi, der das Geheimnis der Erlösung als dessen Anwalt oder Verwalter zu verbreiten hat. Darum führt er aus:

1. Kor. 3, 5—4, 1: „Was ist denn Apollos, und was ist Paulus? Nur Diener sind sie, die dazu behilflich waren, daß Ihr zum Glauben gelangtet.

(Und jeder von ihnen half so, wie Gott es ihm verlieh: Ich pflanzte und Apollos begoß. — Gott aber gab das Wachstum!

[Daher bedeutet weder der Pflanzer noch der Begießer etwas; sondern nur Gott, weil er das Wachstum ab. — Der Pflanzer aber und der Begießer gelten gleichviel, doch wird jeder nach dem Maße seiner Arbeit auch einen entsprechenden Lohn erhalten.]

Wir sind nämlich nur Gottes Mitarbeiter — Ihr seid Gottes Ackerfeld.

Und Gottes Bauwerk seid Ihr. —

[Gemäß der mir verliehenen Gnadengabe Gottes habe ich wie ein weiser Baumeister das Fundament gelegt. Ein anderer aber errichtet den Aufbau. Doch habe jeder acht darauf, welcher Art sein Aufbau sei. Niemand kann nämlich ein anderes Fundament legen, als das, welches von mir gelegt wurde: Jesus Christus. Ob aber jemand auf diesem Fundament einen Aufbau von Gold, Silber, guten Steinen, Holz, Heu oder Stroh errichtet hat, das wird bei eines jeden Werk sich zeigen. Der jüngste Tag nämlich wird es offenbaren, denn in einer Feuerprobe wird es alsdann enthüllt werden. Ja, bei eines jeden Werk wird die Feuerprobe dartun, woraus es besteht. Bleibt

das Werk, das jemand aufgebaut hat, darin erhalten, so wird er seinen Lohn dafür empfangen; brennt sein Werk aber nieder, so geht er des Lohnes verlustig. Er selbst mag indes noch gerettet werden, jedoch nur so wie bei einer Feuersbrunst.]

Wißt Ihr nicht, daß Ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in Euch wohnt? Wenn jemand diesen Tempel Gottes zugrunde richtet, so wird Gott einen solchen vernichten. Denn der Tempel Gottes ist heilig und der seid Ihr!

Täusche sich niemand darüber: Wenn jemand bei Euch glaubt, zu den Weisen dieser Welt zu gehören, der muß ein Tor werden, auf daß er weise sei. Denn die Weisheit dieser Welt ist vor Gott nur Torheit! Steht doch geschrieben: ‚Er verstrickt die Weisen in ihrer Klugheit!' Und wiederum: ‚Der Herr betrachtet die Gedanken der Weisen als eitel!' Daher soll sich niemand eines Menschen rühmen.)

Sind doch alle Dinge nur zu Euren Diensten da: Paulus, Apollos, Kephas, Alter Bund, Leben, Tod, Gegenwärtiges und Zukünftiges — alles ist nur für Euch!

(Ihr aber gehört Christus und Christus gehört Gott.)

Daher soll uns ein jeder nur als Diener Christi betrachten und Verwalter der Geheimnisse Gottes."

Nun vergleichen wir mit diesem Bilde der Apostel, Bischöfe und Presbyter der Urkirche das Priestertum der katholischen Kirche. Kann es wohl einen schärferen Gegensatz geben?

Der Priester der katholischen Kirche hat in erster Linie und als alles überragende Aufgabe das hochheilige Meßopfer darzubringen, jenes Opfer, das von größerer Bedeutung ist, als alles, was es in der Welt gibt. Ist es doch die unblutige Wiederholung des Kreuzesopfers Christi. Und die Priesterweihe ist ganz wesentlich dazu bestimmt, dem Kandidaten die übernatürliche, alle irdische Macht übersteigende Gewalt zu verleihen, Brot und Wein in den lebendigen Gottessohn zu verwandeln und ihn alsdann als Lamm Gottes unblutigerweise sterben zu lassen. Deshalb prägt die Priesterweihe dem zu Weihenden ein unauslöschliches Merkmal auf, das ihm im Himmel zur höchsten Ehre, in der Hölle aber zur größten Schmach gereichen soll.

Darum ist das Meßopfer die Zentrale, die Sonne seines Lebens. Der Priester soll daher ganz in diese Handlung aufgehen, was er namentlich in den katholischen Ländern tut, wo die Geistlichen kaum etwas anderes verstehen als Messelesen und Andachten abhalten. Es schadet daher auch nichts, wenn der Geistliche nicht predigen kann. Ich habe viele gekannt, die überhaupt nicht predigten, sehr viele, denen die Predigt eine wahre Qual war, und nur sehr, sehr wenige, die gerne und aus religiösem Eifer predigten.

Außerdem hat der Priester kraft seines Amtes die Gewalt, Sünden zu vergeben, Weihungen und Segnungen vorzunehmen und die Sakramente zu spenden, die nicht dem Bischof vorbehalten sind. Alles Dinge, von denen die Schrift, obwohl sie die Aufgaben des Presbyters klar zeichnet, nichts zu wissen scheint.

Und nun erst der Bischof. Wer hat wohl je das Glück gehabt, einen Bischof predigen zu hören?! Der Mann hat ja auch so viele Weihungen, Segnungen und Spendungen von Sakramenten usw. vorzunehmen, daß ihm kaum die Zeit bleibt, eine Predigt zu halten.

In der Tat, es dürfte wie ein Hohn klingen, wollte jemand die Worte Paulus, in denen er von seinem Apostolat spricht, auf einen heutigen Bischof anwenden. Der Unterschied ist theoretisch und praktisch so groß, daß wirklich die ganze Urteilsunfähigkeit der breiten Masse dazu gehört, die gänzliche Umwandlung zu verkennen, die hier stattgefunden hat.

Um aber noch ein Letztes in unserer Beweisführung zu tun, wollen wir jetzt zeigen, daß dem „Sakrament" der Priesterweihe auch die erforderlichen drei Wesensmerkmale fehlen.

Das äußere Zeichen bei der Priesterweihe soll die Handauflegung und das Gebet des Bischofs sein. Hierdurch soll dem Priester jene Weih- und Wandlunggewalt verliehen werden, von der wir sprachen.

Man stützt sich dabei auf die Mahnung Pauli an Timotheus, keinem voreilig die Hände aufzulegen, falls er jemand das Amt des Bischofs (von einer Handauflegung zur Aufstellung von Presbytern ist nirgendwo die Rede, geschweige denn von Priestern) übertrage.

Bedenkt man indes, daß, wie aus den ersten Zitaten dieser Einzeldarstellung hervorgeht, auch sonstige religiöse Betätigung als „Ämter" und „Gnadengaben" Gottes betrachtet wurden, sowie daß die Übertragung irgendwelcher religiöser Ämter allgemein durch Handauflegung geschah, so kann diese doch nicht als etwas Charakteristisches für die Priesterweihe betrachtet werden.

Übrigens ermahnt Paulus im gleichen Briefe Timotheus, er solle nicht die Gnadengabe vernachlässigen, die durch das Prophetenwort und die Auflegung der Hände der Presbyter in ihm sei (1. Tim. 4, 14). Somit hätten die Presbyter Timotheus die Hände aufgelegt, prophetische Worte gesprochen und ihn so zum Bischof erhoben, was nach heutigen katholischen Begriffen ganz unmöglich ist. Denn es kann wohl der Bischof einen Priester, nicht aber können die Priester einen Bischof weihen; ja sie können nicht einmal jemand zum Priester weihen.

Daher kann weder diese Handauflegung, noch irgendeine andere als äußeres Zeichen des Sakramentes angesehen werden.

Wir kommen nun zur inneren Gnade. Um die zweite Bedingung zu erfüllen, müßte die Priesterweihe dem Kandidaten alle schweren Sünden vergeben und ihm außerdem die für sein Amt notwendigen Gnaden verleihen.

Letzteres könnte man unbestritten lassen, daß aber die Priesterweihe auch Sünden vergibt, das dürfte nicht nur mit keinem Bibelworte zu erweisen sein, sondern widerspricht völlig dem Geiste der Bibel.

Wie haben nun die Theologen gefunden, daß die Priesterweihe alle schweren Sünden verzeiht? Sehr einfach.

Wie Paulus sagt, erteilt die Handauflegung dem Bischof eine Gnade. Da aber nach theologischer Auffassung ein mit einer schweren Sünde behafteter Mensch keinerlei Gnadengabe erhalten kann, es sei denn, daß ihm vorher die Sünde genommen würde, so muß die Priesterweihe dem zu Weihenden erst die schweren Sünden nehmen. Also tilgt die Priesterweihe die Sünden und ist daher ein Sakrament!! Welch herrliche Logik!

Demnach würde das Priesteramt einem, der zufällig im Stande der Ungnade sich befindet und keine Reue über seine Sünden hat, überhaupt nicht zuteil werden, mag ihn der Bischof auch hundertmal weihen. Denn einem Unwürdigen kann keine sakramentale Gnade zuteil werden. Das aber ist wiederum gegen die Lehre von der Priesterweihe, weil ja sonst niemand sicher wäre, ob im einzelnen Falle die Priesterweihe erteilt ist oder nicht.

Nachdem nun die beiden ersten Wesensbedingungen des „Sakramentes" der Priesterweihe so herrlich „bewiesen" worden sind, dürfte die dritte und letzte Eigenschaft, die Einsetzung durch Jesus Christus natürlich eine kleine Selbstverständlichkeit sein, die man angesichts der „erdrückenden" Beweise für das äußere Zeichen und die innere Gnade gar nicht mehr erörtern sollte, sondern gerne auch ohne Beweis in den Kauf nimmt.

Im zweiten Teile dieser Einzeldarstellung soll der Nachweis erbracht werden, daß der Massenzölibat der katholischen Kirche unbiblisch und unapostolisch ist.

Wir können die Darstellung in folgende Hauptpunkte zusammenfassen:

Erstens: Der Zölibat galt im Alten Testament als gleichbedeutend mit Unfruchtbarkeit und wurde daher als ein Unglück betrachtet.

Wenn Jephthes Tochter von den Theologen vielfach als Beispiel von Jungfräulichkeit angeführt wird, weil sie „ihre Jungfrauschaft beweinte", was man so deutet, als ob sie „den Verlust" ihrer Jungfrauschaft beweint hätte, so läßt sich ohne weiteres feststellen, daß die Bibel gerade das Gegenteil sagen wollte und gesagt hat. Ihr Vater nämlich, der Richter in Israel war, hatte zum Dank für eine siegreiche Schlacht gelobt, das erste Geschöpf, das ihm zu Hause begegnen würde, dem Herrn durch das Schwert zu opfern. Das Schicksal traf seine eigene Tochter. Diese aber erging sich in bitteres Klagen und Weinen, jedoch nicht so sehr deshalb, weil sie sterben mußte, sondern weil sie als Jungfrau ohne Nachkommen blieb und nicht das stolze Glück gehabt hatte, Mutter geworden zu sein.

Das also ist Jephthes Tochter, deren Liebe zur „Jungfrauschaft" uns als Priestertumskandidaten, wer weiß wie oft, als Beispiel vor Augen gehalten wurde.

In derselben Linie des Abscheus vor dem Zölibat bewegen sich die Leviratsehe und die Vielehe der jüdischen Könige.

Ich kann hier nicht umhin, auch Onan zu erwähnen. Dieser hätte, da sein Bruder ohne Nachkommen gestorben war, wegen der pflichtmäßigen Leviratsehe seine Schwägerin zur Frau nehmen müssen, um so seinem Bruder Nachkommen zu erzeugen; denn in Israel sollte kein Mann ohne Nachkommen bleiben. Onan scheint nun die Schwägerin nicht gerade sehr geliebt zu haben, und zum Zeichen, daß er sie nicht nehmen würde, „vergrub" er seinen Samen. Seine Sünde bestand also in der Übertretung des Gebotes der Leviratsehe, weil er seinem Bruder keine Nachkommen erzeugte, und deshalb ereilte ihn der Tod. Da die Theologen diesen Sinn nicht erfaßten, gaben sie das Wort Onanismus einem Laster, das Onan nicht einmal gekannt hat, jedenfalls aber mit seiner Sünde nichts zu tun hat.

Zweitens: Auch das Neue Testament kennt nichts von dem heutigen kirchlichen Massenzölibat.

Maria empfing nur deshalb, gemäß der Bibel, vom heiligen Geiste, weil der Welt dadurch gezeigt werden sollte, daß Christus, ihr Erstgeborener, nicht der Sohn eines Menschen, sondern Gottes Sohn sei. Mit der „reinsten Jungfrau" hat das so wenig zu tun, als dieselbe Schrift mit aller nur wünschenswerten Klarheit bestätigt, daß Jesus Schwestern und Brüder gehabt hat, die jedenfalls nicht vom heiligen Geiste erzeugt worden sind.

Auch Christus empfiehlt seinen Jüngern nicht die Jungfrauschaft, wohl aber die freiwillige Kastrierung dem, der es um des Himmelreiches willen tun will (Matth. 19, 11 u. 12).

Wie Paulus ausdrücklich bezeugt (1. Kor. 9, 5) führten alle Apostel auf ihren apostolischen Reisen eine Christin als Begleiterin mit sich, und zwar zur Ausübung des Beischlafes. Daß sie nämlich enthaltsam gelebt hätten, würde ihnen in damaliger Zeit kein Mensch geglaubt haben und außerdem hatten sie keinen Beruf dazu. Paulus allein

behauptet, er habe auf dieses „Recht“ der Apostel, das auch ihm zustehe, verzichtet, um sich eben ganz dem Herrn zu widmen (1. Kor. 9, 12).

„Denn der Unverheiratete kümmert sich nur um die Angelegenheiten des Herrn, damit er dem Herrn gefalle.“ (1. Kor. 7, 32.)

Somit war für den Apostel nur die gänzliche Hingabe an die Verkündigung des Evangeliums der Grund für seinen Zölibat, nicht etwa irgendeine Hochschätzung der Jungfräulichkeit, als eine Art höherer Reinheit, wie die katholische Kirche lehrt.

Die mit so großer Vorliebe, namentlich bei der Einkleidungfeier von Nonnen als Predigttext gewählte Stelle der Apokalypse (14, 3 u. 4), die da von den 144 000 redet, die dem Lamme folgen, und ein neues Lied singen, das sonst niemand singen kann. „Es sind jene, die sich nicht mit Weibern befleckt haben — denn es sind Jungfrauen!“ ist eines der typischsten Beispiele gänzlicher Unwissenheit und gedankenloser Oberflächlichkeit.

Schon der Umstand, daß die Betreffenden „sich nicht mit Weibern (= verheirateten Frauen) befleckt haben“, hätte den Theologen sagen müssen, daß es sich bei jenen Jungfrauen um Männer handelt; und zwar sind es die 12×12 000 aus den zwölf Stämmen Israels, die bereits im Kapitel 7, 4 erwähnt und aufgezählt werden. Überdies wird der Ausdruck „jungfräulich“ gar nicht selten in der Schrift auf solche angewandt, die sich frei von Lastern: Mord, Ehebruch usw. gehalten haben, wie auch aus 2. Kor. 11, 2 hervorgeht. Mit Jungfrauschaft im wirklichen Sinne hat das doch nichts zu tun.

Mit einem Wort, in der ganzen Schrift ist auch nicht ein einziges Mal das Lob der „Jungfräulichkeit“ in dem Sinne gesungen, daß diese Gott angenehmer sei als die Ehe, weil sie einen Zustand höherer Reinheit darstelle, was ja auch dem Geiste der Bibel völlig widersprechen würde.

Daher ist die katholische Auffassung mit ihrem Aloisius-Ideal, der, sage und schreibe, nicht einmal seine eigene Mutter anschaute, um, wie das Brevier hervorhebt, keine unkeuschen Versuchungen zu bekommen, die denkbar größte Umkehrung der sittlichen Ordnung und dadurch eben, für einen Andersdenkenden, höchste Unsittlichkeit. Und da man mit solchen Ideen die jungen Herzen erfüllt, und sie glauben macht, Jungfrauschaft sei Reinheit, geschlechtliche Liebe aber und Fortpflanzung mehr oder weniger Unreinheit, ja etwas Tierisches, so kann jeder leicht ermessen, welch ungeheurer Schaden durch eine derartige Erziehung noch dazu mit solch abwegigen Idealen angestiftet wird. Quos ego! Also das, was dem Menschen das Heiligste sein sollte, nennen diese Leute unrein, etwas das wir „leider“ mit dem Tiere gemeinsam haben. — Essen und Trinken haben wir ja auch mit den Tieren gemein, und doch habe ich so manchen geistlichen Mitbruder gesehen, der ungehemmt seine „tierischen Begierden“ bei einem guten Festschmaus und einer noch besseren Pulle Wein zu stillen versuchte und das ganze Lob der Jungfräulichkeit vergaß, das er soeben auf der Kanzel gesungen.

Die völlige Umwertung und Umdrehung des natürlichen, biblischen und apostolischen Standpunktes liegt da auf der Hand.

Nimmt man nun noch jene Massenerziehung der Jugend zum Zölibat hinzu, wie sie von der Kirche, namentlich in Klöstern getrieben wird, und deren verheerende Wirkungen auf seelischem Gebiete ich an mir und andern bis zum Überfluß erfahren habe, so sollte hier nicht nur die Wissenschaft, sondern auch der Staat einmal eingreifen, um diesen bigotten, mittelalterlichen und höchst verderblichen Zuständen ein für allemal ein Ende zu bereiten.

Über die Folgen jener Erziehung werde ich einiges in der nächsten Einzeldarstellung sagen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung! Gemäß der Lehre der katholischen Kirche ist es eine schwere Sünde, sich kastrieren zu lassen, oder die Kastrierung an andern vornehmen zu lassen. Von dieser Sünde sind nur jene Mitglieder des vatikanischen Chores ausgenommen, die, um ihre Knabenstimmen zu erhalten, bereits in früher Jugend sich kastrieren lassen, eine Unsitte, die schon seit Jahrhunderten betrieben wird und sich bis in die neueste Zeit, ja, bis unter den jetzigen Papst sich erhalten hat. Nach mir zugegangenen Mitteilungen „soll" dieses „Privileg" jetzt aufgehoben sein. — (Ich hör die Botschaft wohl, doch fehlt mir der Glaube.) Das alles aber hält diesen Papst nicht ab, gegen das Deutsche Sterilisierunggesetz zu wettern.

Man würde in Deutschland gut tun, wenn man dieses doppelte Maß, mit dem da gemessen wird, einmal gebührend an den Pranger stellte.

Zusammenfassung

Die Baptisten sind zur apostolischen Feier der Taufe von Erwachsenen zurückgekehrt. Die Protestanten hoben Beichte, Priesterweihe und die Sakramente der Ehe und der letzten Ölung auf.

Sie alle fanden den Mut, überzeugungtreu gemäß ihrer Erkenntnis zu handeln. (Unsere heutige Erkenntnis reicht noch weiter.)

Dafür hat Rom sie als Ketzer bezeichnet und würde sie allesamt als solche verbrennen — wenn es nur könnte.

Wir sahen nun in den voraufgehenden Kapiteln, daß nicht jene sogenannten Ketzer, sondern Rom in all seinen Lehren und all seinen Sakramenten von der apostolischen Tradition abgewichen ist.

Und da möchte ich an die Deutsche Wissenschaft folgende Fragen richten:

Erstens: Kann angesichts dieser fundamentalen Veränderungen Rom überhaupt noch beanspruchen, eine apostolische Kirche genannt zu werden?

Zweitens: Kann ein Mensch durch Priester- und Modernisteneid in seinem Gewissen bis dahin belastet werden, daß er, entgegen allen historischen Tatsachen, annehmen, glauben und verkünden muß, die sieben Sakramente der römischen Kirche seien schon in der Apostelzeit ebenso wie heute gespendet worden?

Drittens: Hatte ich recht, als ich angesichts dieser wesentlichen Veränderungen mein Amt niederlegte, um nicht den Irrtum für Wahrheit glauben und predigen zu müssen?

III. Abschnitt

Einwände gegen sonstige Änderungen und Umwertungen innerhalb der katholischen Kirche

Einleitung

Die katholische Kirche hat nicht nur in ihrer Lehre von den Sakramenten eine große Zahl von Neuerungen geschaffen, ihr ganzes Lehr- und Moralsystem ist im Laufe der Zeit von Grund auf so umgewandelt worden, daß in ihm kaum noch die Spur jenes Christentums zu finden ist, das einst von den Aposteln gepredigt ward.

Es würde zu weit führen, all jene Änderungen zu behandeln, in denen Rom an Stelle der Apostellehre seine eigene gesetzt hat. Auch sind diese Lehren zum großen Teil mehr philosophischen Charakters, so daß sie nicht ein so großes Interesse für die Allgemeinheit besitzen würden.

Dagegen gibt es zwei Dinge, die der römischen Kirche so eigen sind, und in denen die vorgenommenen Veränderungen so klar in die Erscheinung treten, daß sie mit Leichtigkeit jeden unvoreingenommenen Menschen überzeugen, sofern er nur gewillt ist, die Wahrheit zu erfahren und ihr zu folgen.

Diese beiden Dinge sind: der katholische Gottesdienst und das Papsttum. Sie sollen daher jetzt die verdiente Beachtung erhalten.

Anschließend daran werden wir die Umwertungen in der Moral der römischen Kirche einer Prüfung unterziehen.

10. Einzeldarstellung

Der katholische und apostolische Gottesdienst

Es möchte scheinen, als ob es überflüssig wäre, auf den Gottesdienst noch einmal zurückzukommen, da dieser Punkt schon berührt wurde.

Indes ist es unbedingt erforderlich, die Frage des Gottesdienstes einmal von Grund auf zu behandeln und vor allem die Ursache hervorzuheben, die die gewaltigen Veränderungen hier herbeigeführt haben.

Damit dürfte auch die Zweiteilung dieser Einzeldarstellung gegeben sein. Im ersten Teile wird möglichst auch unter Angabe der Zeit die geschichtliche Tatsache der Veränderungen hervorgehoben, und im zweiten Teile die Ursache und der Zweck derselben.

Selbstverständlich wird es mir nicht möglich sein, im Rahmen einer kurzen Skizze die Einzelheiten vollständig anzugeben. Das muß eben der Einzeldarstellung vorbehalten bleiben.

Rein äußerlich betrachtet, fallen bei einem Vergleich des apostolischen und katholischen Gottesdienstes folgende Hauptunterschiede in die Augen.

In der apostolischen Zeit bildete die Predigt die Hauptsache; heute das Meßopfer. Damals beteiligten sich alle Gläubigen durch Weissagen, Reden in fremden Sprachen, Wunderwirkung, Schriftauslegung usw. am Gottesdienst; heute tut alles nur noch der Priester. Dort war alles höchste Einfachheit, hier wirkt höchste Prunkentfaltung. Die ersten Christen beschäftigten sich nur mit Christus, heute sind Maria und die andern Heiligen, Bruderschaften, Rosenkränze, Skapuliere, Reliquien, wunderbare Medaillen,

Weihwasser und andere Sakramentalien, von den Sakramenten ganz zu schweigen, fast zur Hauptsache geworden.

Nichts aber wird uns die ganze Größe dieses Unterschiedes besser begreifen lassen, als die Betrachtung darüber, was geschehen müßte, wenn man den heutigen katholischen Gottesdienst auf den apostolischen zurückführen wollte.

Zunächst müßte die Kindertaufe abgeschafft und statt dessen die Taufe der Erwachsenen wieder eingeführt werden. Was dies allein schon bedeuten würde, kann am besten aus einer Beschreibung der Vorbereitung der Katechumenen entnommen werden, wie sie noch bis ins fünfte Jahrhundert hinauf üblich war.

Sodann fiele die Messe gänzlich fort. An ihre Stelle würde wieder das Abendmahl treten, das alle, gemeinsam an einem Tische sitzend, nehmen müßten, wobei einer als Bischof den Vorsitz führte. Im übrigen hätten den Hauptteil der religiösen Feier Predigt, Schriftauslegung, gemeinsame Gebete, Unterweisungen usw. zu bilden, wobei alle Gläubigen, mit Ausnahme der Frauen, sich zum Worte melden könnten.

Die ganze kirchliche Feier würde von einem Bischof geleitet, der, selber verheiratet, durch sein Wort und Beispiel die Gemeinde mit christlichem Geiste erfüllen müßte. Bei seinen gottesdienstlichen Handlungen ständen ihm Diakone zur Seite und in der außerkirchlichen Leitung Gemeindeälteste: Presbyter.

Sodann müßte der Gebrauch der lateinischen Sprache fortfallen. Wer einmal versucht, die lateinischen Kirchengesänge zu verdeutschen und sie mit den gleichen Melodien zu singen, die sie jetzt haben, würde manchen Lachkrampf zu überwinden haben.[1])

Nimmt man noch hinzu, wie sehr Paulus gegen die Verwendung einer fremden Sprache beim Gottesdienst kämpft und sagt, daß sie absolut nicht zur Erbauung dient (1. Kor. 14, 17); daß er lieber fünf verständliche Worte als 10 000 in fremder Sprache beim Gottesdienste reden würde (1. Kor. 14, 19), ja, sich zu der Behauptung versteigt, die Anwendung der Sprachengabe führe nicht zum Glauben, sondern zum Unglauben (1. Kor. 14, 22), so muß man sich eigentlich wundern, daß die katholische, apostolische Kirche solch apostolische Worte einfach mißachten zu können glaubt. Es gibt freilich böse Zungen, die behaupten, daß die lateinische Sprache das einzige sei, was die katholische Kirche aus der apostolischen Zeit beibehalten habe.

Natürlich müßten auch Braut-, Seelen- und Begräbnismessen erster, zweiter und dritter Klasse wegfallen. Oder sollten auch diese apostolisch gewesen sein?

Von Rosenkranz, Wallfahrten, Ablässen, Prozessionen, Weihwasser und Medaillen,

---

[1]) Ich denke da z. B. an die im Hochamt mit so großer Feierlichkeit gesungenen Worte: Adolescentulae dilexerunt te nimis, zu deutsch: Die kleinen Mädchen hatten Dich gar zu gern! Man denke sich diese auf den Schürzenjäger Salomon gemünzten Kabarettsworte und die ernsten Pfaffengesichter, die sie in der Kirche singen. Das ist nur eins von den zahllosen Beispielen. Und mit solchen Dithyramben auf die Leistungen eines Wüstlings speist man den frommen Sinn der Gläubigen ab. Man könnte sich nach dieser Hinsicht auch den so gern gesungenen Lobeshymnus des hl. Ambrosius auf die 13jährige „hl." Jungfrau Agnes ansehen. Ambrosius läßt da die Heilige u. a. jubelnd ausrufen:

Jam corpus ejus sociatum est corpori meo, mel et lac ex ejus ore (?!) suscepi, et sanguis ejus ornavit genas meas.

Diese „jungfräuliche" Liebe der Heiligen zu ihrem Jesus geht mir denn doch über die Hutschnur. Wenn alle weiblichen Heiligen im Himmel so denken, und die Engel die notwendige Musik dazu machen, dann begreife ich die große Sehnsucht der Katholiken nach der ewigen Seligkeit.

Nur sterben wollen sie nicht. Wenn es dazu kommt, mausern sie alle. Merkwürdig genug bei den „Chancen", die ihnen das Jenseits bietet. Doch genug davon!

von all den herrlichen gottesdienstlichen Gewändern dürfte natürlich nichts mehr bleiben. Auch der ganze Zeitverlust, der durch das Anräuchern mit Weihrauch, das Hin- und Hergehen, das Ab- und Aufsteigen am Altar, die Kopf-, Brust- und Körperneigungen, Handküsse und andere für das Seelenheil so „wichtige" Manipulationen kämen in Wegfall. Armer Pfarrer N., der statt des pflichtmäßigen Gebetes beim Einräuchern des Altares immer nur wiederholte: „Nützt's auch nicks, dann schadt's auch nicks!"

Endlich müßte der heutige Marienkult und die gesamte Heiligenverehrung aus dem Gottesdienste beseitigt werden.

Hier sollte auch mit andern, alt hergebrachten, völlig irrigen Anschauungen gründlich aufgeräumt werden. Die Einzeldarstellung müßte den Nachweis erbringen, daß Christus gemäß der Schrift zwar der erstgeborene Sohn Mariens war, aber ganz zweifellos leibliche Brüder und Schwestern hatte, wie es die Schrift selber klar und deutlich bezeugt. Dadurch würde gleichzeitig das Dogma der Jungfrauschaft Marias widerlegt, das besagt, daß die Mutter Christi vor, während und nach der Geburt Jesu Jungfrau geblieben sei.

Auch sollte einmal stark betont werden, daß Christus seine Mutter im öffentlichen Leben durchaus nicht sehr liebreich behandelt hat. Ganz im Gegenteil! Schon bei der Hochzeit zu Kana erhielt sie eine Abfuhr, als er ihre Dazwischenkunft mit den Worten ablehnte: Weib, was habe ich jetzt noch mit Dir zu schaffen? Ist meine Stunde noch nicht gekommen? Eine Stelle, die immer noch falsch übersetzt wird.[2])

Auch Statuen, religiöse Bilder und andere Darstellungen, vor denen heute so viel „gebetet" wird, daß man glauben möchte, Christus allein genüge den Katholiken nicht mehr, müßten gänzlich beseitigt werden.

Mit einem Worte, es müßte alles wieder so gemacht werden, daß, könnte ein Christ aus der apostolischen Zeit wiedererweckt werden, er sagen würde: So war es genau auch bei uns, zu den Zeiten der Apostel.

Käme er nämlich heute wieder und sähe den katholischen Gottesdienst, wie er jetzt sich vollzieht, mit all der Pracht, die ihn umgibt, brächte man ihn nach Rom, wo der „heilige Vater" sich auf den Schultern zur Kirche tragen [3]), von Leibwachen sich begleiten und sich die Füße küssen läßt, statt sie andern zu waschen, wie Christus tat, so würde der apostolische Christ ganz bestimmt ausrufen: Das alles haben wir aber gar nicht zu unserer Zeit gehabt! [4])

---

[2]) Gemäß der Bibel erschien Jesus mit einer Anzahl Jünger unerwartet auf dem Hochzeitfest zu Kana und verschuldete so die vorzeitige Neige des Weines. Maria, die dies bemerkte, wollte ihrem Sohne einen Wink geben, die Hochzeit mit seinen Jüngern zu verlassen, indem sie ihm sagte: „Sie haben keinen Wein!" — Jesus aber hatte ganz etwas anderes vor. War er doch absichtlich mit seinen Jüngern gekommen, damit der Weinmangel entstände und er sein erstes Wunder wirken könnte. Deshalb lehnte er das Ansinnen seiner Mutter mit den oben zitierten Worten ab. — Merkwürdig ist nur, daß Maria aus der ablehnenden Antwort sofort begriff, daß Jesus ein Wunder wirken wollte und daß die Diener dabei behilflich sein müßten. Denn ganz unvermittelt sagt sie diesen: „Tut alles, was er Euch sagen wird!" Zweifelsohne steckt da der echt jüdische Pferdefuß heraus, der uns die Dichtung statt der Wahrheit erkennen läßt.

[3]) Bekanntlich fiel er beim Jahresgedächtnis seiner Thronbesteigung fast herunter. Schade um das Schauspiel, das verloren ging!

[4]) Auch Luther und die Reformatoren haben dies bereits festgestellt; aber sie gründeten eine neue Kirche, die auf denselben Lehren beruhte und schließlich ähnliche Erscheinungen zeitigte, wenn auch in anderen Formen. Deshalb lehnen wir heute nach unseren Erkenntnissen jedes Priestertum und auch die christliche Lehre ab. Abgesehen davon ist das Göttliche nur erlebbar, aber nicht lehrbar; für das Sittengesetz hat Deutsche Gotterkenntnis neue Grundlagen geschaffen. (Siehe „Aus der Gotterkenntnis meiner Werke" v. Dr. Mathilde Ludendorff unter Buchanzeigen.

Was aber der „heilige" Paulus sagen würde, das will ich lieber verschweigen. Übrigens täte er besser, nicht allzu laut zu reden, sonst könnte der „heilige Vater" ihm mit dem bewußten Bannfluch kommen, und Paulus wäre als Ketzer abgetan. Ob man nicht mit Christus das gleiche tun würde, wenn er, so arm und niedrig wie damals, heimlich wiederkehrte?

Und nun die Ursachen dieser Veränderung des apostolischen Gottesdienstes.

Ich selber habe als einzige Ursache bis jetzt nur das geldliche Interesse feststellen können.

Nehmen wir die Taufe!

Bei der Taufe eines kleinen Kindes ist der Augenblick außerordentlich geeignet, die Freude der Eltern über den neuen Sprößling zu benutzen, um eine „Stolgebühr" für die kleine Mühewaltung zu erheben.

Das Abendmahl der ersten Christen war ebenfalls für eine Geldeintreibung sehr ungeeignet. Der Bischof und die Presbyter saßen ja selber auch am Tische und die Gläubigen hatten schon genug Last damit, Brot und Wein für so viele zu besorgen.

Dagegen ist die Messe wirklich der gegebene „Gottesdienst", um Geld in Hülle und Fülle herbeizuschaffen. Welches gute Kind würde auch nicht gerne eine Messe für die Seelenruhe seiner Eltern lesen lassen, oder gar die 30 gregorianischen Messen, die den Vater oder die Mutter ziemlich „totsicher" aus den Flammen des Fegefeuers erretten oder auch so eine „fette" Stiftungmesse, von denen die früheren, die mit der heutigen Preissteigerung nicht übereinstimmten, vom glorreichen Papst Benedikt XV. weise zusammengelegt wurden und die heute so ziemlich allesamt mit einer Messe am Allerseelentage erledigt werden, so daß jetzt Raum für neue „immerwährende" Stiftungmessen geschaffen ist. Dann die Braut- und Begräbnismessen erster, zweiter und dritter Klasse. Hier in Buenos Aires zahlt die Hohe Gesellschaft heute noch 5000 bis 10 000 Pesos für solch eine erstklassige Messe. Ja, es ist wirklich gut, daß Christus die Idee hatte am Kreuze zu sterben, sonst hätten die Herren Pfarrer keine so guten Meßgelder einzustreichen. Man sieht ferner, daß es ein großes Glück ist, katholischer Priester zu sein — namentlich hier im künftigen Paradies Roms. Deshalb sehen sie hier auch alle so wohlgenährt aus.

Dann die Beichte! Da gibt es eine Reihe von Sünden, deren Vergebung dem Bischof vorbehalten ist oder gar dem Papste. Diese Herren wollen doch schließlich auch leben.[5])

Und so ging denn auch der Haß der Bischöfe und der Päpste gegen die Sünde so weit, daß sie dem Sünder zur Strafe eine Geldzahlung auferlegten. Leider ist dieser Handel heute etwas eingeschlafen. Es scheint, daß die Geldstrafe ihre Wirkung getan hat, und die Christen doch lieber andere Sünden begehen als nun gerade diese. Es gibt freilich auch böse Menschen, die behaupten, daß die Leute gemerkt haben, wohin das Sündengeld allemal fließt.

Überhaupt war ich sehr erstaunt darüber, daß man gemeinhin glaubte, die sogenannten Stolgebühren für Messen, Begräbnis usw. wären für die unsichtbare, heilige römisch-katholische, apostolische Kirche oder gar die Armen bestimmt. Das ist ein großer Irrtum, denn sie sind ausschließlich für den sichtbaren Herrn Pfarrer bzw. den Herrn Kaplan, der außerdem noch sein Gehalt erhält und vielfach noch mit einer Reihe von andern Einkünften zu rechnen hat.

[5]) Zwar ist Christus ihr Leben; aber Sterben ihr Gewinn. Denn dann fließen die Begräbnisgelder, die nicht selten Länge und Inhalt der Leichenrede des Herrn Pfarrers mitbestimmt haben.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich auch der Messeschiebungen aus Ländern mit hoher Valuta zur Zeit der Deutschen Inflation. Ich selbst z. B. erhielt holländische Messen, also Messen, die von Holländern in dortigen Kirchen bestellt waren, und die ein befreundeter Geistlicher mir fortwährend zusandte, so daß ich meine billigen Messen an andere weiter „verschob" und dafür die fetten, holländischen las, deren jede in damaliger Zeit ein kleines Monatsgehalt bedeutete. Als schwacher Trost für eine derartige, gewiß nicht zu billigende Handlungweise bleibt mir, daß ich die holländischen Messen mit meinem Nachbarn redlich teilte, und er versicherte mir, daß er sie mit ganz besonderer „Andacht" lese! Was aber würden die Stifter der Messe zu einer derartigen Mogelei sagen, die übrigens damals ganz allgemein betrieben wurde!

Nun wäre noch ein Wort von dem ungeheuren Geschäft zu sagen, das mit Reliquien, Medaillen, Skapulieren usw. namentlich im Altertum betrieben wurde, aber auch heute noch sehr im Schwunge ist. — Ich erinnere mich da z. B. an das Bild der sogenannten heiligen Veronika, deren Name jedenfalls aus den Worten Vera iconika (= wahres Bildnis) entstanden ist. Nach der Legende soll diese Frau, die niemals existiert hat, dem kreuztragenden Christus ein Schweißtuch gereicht haben, worin dieser alsdann sein blutendes Antlitz hinterlassen habe. Mein Vater bezahlte für die mit dem Siegel des Vatikans beglaubigte Wiedergabe dieses Tuches 10 Mark. In der theologischen Studienzeit erfuhr ich nun von einem der Professoren (P. V.), der das „Original" im Vatikan gesehen hatte, daß es sich nur um ein Stück Leinen unbekannter Herkunft handle mit einem darübergelegten, auf Papier gemalten Antlitz. In Deutschland aber wurde jenes Bild als echt von einer unglaublich großen Zahl von katholischen Familien gekauft. Daß dabei die Geldeinnahme hier und in allen Dingen für den Vatikan die Hauptsache bedeutet, liegt auf der Hand. Diese Leute müßten ja auch keine Italiener sein. Ich kenne hier eine Dame, die vor drei Jahren den Vatikan besuchte, und dort für einen Ring im Werte von 1800 Pesos und gegen Erlegung von weiteren 2000 Pesos in bar ein Stück vom heiligen Kreuz erstand. Ich möchte nur wissen, wie oft man in Rom pro Woche den gleichen Verkauf tätigt, und wo in aller Welt die vielen Kreuzstämme dafür wachsen.

Man rede da nicht von augenblicklichen „Mißbräuchen". Diese „Mißbräuche" werden immer dort zu einem ungeheuren Geschäfte auswachsen, wo es der römischen Kirche gelingt, die Vorherrschaft zu bekommen. Und dieses Geschäft ist der alleinige Endzweck der gesamten Reliquienverehrung, des Heiligen-, Medaillen-, Ablaß- und Bilderkultes, den Rom im Gegensatz zur apostolischen Kirche eingeführt hat.

Als ich noch ein Kind war, hatte ich ein Gebet- und Betrachtungbuch zu Ehren des heiligen Josef, das zur Lesung für alle Tage des Monats März geschrieben worden war. In diesem Buche wurde „überzeugend" nachgewiesen, daß Christus auch jetzt noch im Himmel den gleichen Gehorsam seinem „Nährvater" Josef erzeigt, wie er es auf Erden tat; daß also Josef eigentlich noch mächtiger sei als Gott, da er ja Gott befehle. Wer sollte da nicht gerne eine Messe zu Ehren dieses geradezu überallmächtigen Heiligen lesen lassen, der ganz bestimmt alle Kniffe kennt, Gottes Herz zu besiegen, den Teufel zu bezwingen und seine Verehrer wenigstens durch irgendein Hinterpförtchen — ohne daß Petrus es sieht — in den Himmel schlüpfen zu lassen. Wenn man erst mal drinnen ist, ja dann . . .

Jedenfalls ist immer das Ende vom Liede, irgend etwas zu tun, was für die Kirche Geld bedeutet.

Eine historische Darstellung des Entstehens all dieser Einrichtungen und der gottesdienstlichen Veränderungen dürfte kaum zu einem andern Ergebnis kommen. In der Praxis haben sich diese Dinge zweifelsohne in diesem Sinne ausgewirkt.

Die Einzeldarstellung sollte gerade diese Tatsache gebührend hervorheben, damit die Schafherde endlich erkenne, daß die Kirche weniger ihr Wohl als ihre Wolle im Auge hat.

Als dritter Teil dieser Einzeldarstellung könnte eine Abhandlung über die Auswirkung des katholischen Gottesdienstes auf das Volk angeschlossen werden.

Dabei wären folgende Punkte zu berücksichtigen: die Äußerlichkeit dieses Gottesdienstes, die Leichtigkeit der Sündenvergebung samt Straferlaß ohne innerliche und tatsächliche Abkehr von der Sünde, die Käuflichkeit von Gnaden- und Hilfemittel, die sich z. B. durch die Bezahlung von Messen geradezu automatisch, selbst in der andern Welt geltend machen sollen, und das ganze Heer von wundertätigen Medaillen, Skapulieren, Reliquien usw., die doch nur ein Wiederaufleben heidnischen Amulettenunwesens darstellen.

An Hand der Geschichte könnte man mit Leichtigkeit die religiöse Verflachung und Entartung als Folgen eines derartigen Gottesdienstes nachweisen.

Teufelsspuk, Hexenunwesen, Geißelprozessionen, Ablaßmißbräuche und viele andere Dinge lassen schon auf den ersten Blick erkennen, daß die Folgen dieses Gottesdienstes alles andere als gute waren.

Aber auch die Gegenwart liefert den Beweis dafür, daß seine Auswirkung auf das Volk in höchstem Maße verderblich ist.

Um sich hiervon zu überzeugen, muß man freilich ins Ausland gehen, und zwar in rein katholische Länder, wo der Katholizismus bzw. der katholische Gottesdienst seinen Einfluß ungehindert entfalten konnte.

Man darf nämlich nicht den Deutschen Katholiken mit dem der katholischen Länder verwechseln. Durch die ständige Berührung mit dem evangelischen Christen und dem daraus entstehenden Wettkampfverhältnis treten in Deutschland jene Erscheinungen mehr zurück, die eine Verflachung und Entartung der Religion bedeuten und die sich hier in katholischen Ländern so stark geltend machen.

Über diesen Gegenstand allein könnte man Bücher schreiben, und zwar mit einem geradezu erdrückenden Beweismaterial.

Es soll nun im folgenden durchaus nicht versucht werden, eine vollständige Schilderung der religiösen Verhältnisse in katholischen Ländern zu geben, noch sollen die hier gemachten Angaben als Unterlage zu einer Einzeldarstellung dienen. Vielmehr will ich lediglich einen kleinen Einblick denen gewähren, die nie von diesen Dingen gehört haben.

Man kann die hauptsächlichsten Merkmale dieses Katholizismus wie folgt zusammenfassen:

Erstens: die religiöse Kenntnis ist bei 99 % aller Katholiken in katholischen Ländern gleich Null. Die Kinder wachsen ohne jeden Religionunterricht auf. Um sie zur ersten Kommunion vorzubereiten, müssen Süßigkeiten, Theater, Kino und andere Zerstreunngmittel die Kinder an einen etwa sechs Wochen dauernden allsonntäglichen Religionunterricht fesseln. Dabei gehen fast nur die Mädchen, und für diese bildet das weiße Kleid und der Schleier am Kommuniontag die ganze Größe ihrer Freude.

Die Frauen gehen zur Kirche, wenn sie Laune oder einen besonderen Grund haben, der übrigens sehr verschiedener und sehr sonderbarer Art sein kann. In der Beichte sagen sie

einige Sündchen, die ihnen gerade einfallen, gehen kommunizieren, als wenn man ihnen ein Bonbon zu schlucken gäbe, und verehren die Modeheiligen, z. B. jetzt die heilige Theresia vom Kinde Jesus. Die Damen der hohen Gesellschaft treffen sich fast nur in bestimmten Kirchen. Ihrer Dienerschaft gestatten sie selten, zur Kirche zu gehen oder benutzen sie dabei als Vorgespann. Sie betreiben die Religion teils aus Aberglauben, teils aus Tradition, teils aus Eitelkeit und verbringen ihre Tage zwischen Kirchengang, Bällen und andern Vergnügungen.

Wenn sie alt geworden sind, ersticken sie das böse Gewissen ihrer Jugendsünden mit protzigen, frommen Stiftungen, bei denen sie sich gegenseitig zu überbieten und zu übertrumpfen suchen.

Die Männerwelt hat so gut wie gar keine Religionkenntnis. Häufig wird Christus mit Moses verwechselt. Einer meiner Mitprofessoren (in Geschichte) verstieg sich auf eine diesbezügliche Anfrage eines Schülers zu der allerdings etwas gewagten Behauptung: Christus sei im Jahre 1583 geboren. — Zur Kirche gehen die Männer so gut wie nie. Von den Pfaffen wollen sie überhaupt nichts wissen. Manche gehen Sonntags zum Schluß der letzten Messe und warten draußen, um den Vorbeimarsch der Weiber zu sehen, die sich dann an den Spalier bildenden Männern vorbeidrängen und möglichst viel von sich sehen lassen, wie denn die südländische Frau überhaupt nur Weib ist, und ihr ganzes Sinnen und Trachten kaum um etwas anderes, als um das Geschlechtliche und die Eitelkeit sich bewegt. Religiöses Gewissen haben sie nicht. Ich kenne eine Frau, die mit einem früheren katholischen Priester verheiratet ist, aber sich trotzdem als fromme und eifrige Katholikin betrachtet, sogar beichtet und kommuniziert, ohne auch nur je den Gedanken zu haben, daß ihre Heirat mit dem katholischen Priester ihr das einfach unmöglich macht, ja, sie aus der Kirche ausschließt.

Hier lebt ein früherer katholischer Geistlicher, der jetzt verheiratet ist, und überaus wohltätig zu sein scheint, ja, einer Reihe von Kirchenvorständen angehört. Alle Welt weiß, daß er früher Priester war; aber selbst seine früheren „Kollegen" verkehren sehr gerne mit ihm. Wo wäre das in Deutschland möglich? Mein Vater hatte wirklich recht, wenn er sagte: In Rom werden die Gesetze gemacht, in Österreich liest man sie durch, und in Deutschland werden sie beobachtet.

Den Priestern hier geht es nur um gute Beziehungen zu den Reichen und Mächtigen, alles andere ist ihnen gleichgültig. Der Zölibat ist ihre „Glanznummer". Abends kleidet man sich zivil und lebt nun nur für das schon am Morgen feststehende Programm. Ich kenne zwei Bischöfe, von denen alle Welt weiß, daß sie homosexuell sind. Einer von ihnen erhielt von seinem früheren Liebhaber eine Kugel auf der Kanzel. Den andern verklagte sein Mitgenosse der Sünde aus Rache, daß der Bischof ihn nach Italien geschickt hatte, um in der Zwischenzeit einen andern zu nehmen. Die Sache endete mit einem großen Kriminalprozeß und der Abdankung des Bischofs. Das alles geschah in einem Lande, das auf der andern Seite von Chile liegt. In der Nachbarschaft meines früheren Aufenthaltsortes war kaum ein einziger Pfarrer, von dem ich nicht die Liebesverhältnisse kannte. Ein Arzt, dem ich Sprachunterricht erteilte, behandelte damals gerade die Geliebte des Franziskanerpriors, eines sehr gefeierten Redners.

Übrigens findet hier alle Welt das natürlich und selbstverständlich. Das nimmt niemand dem Pfarrer übel, höchstens diejenigen, denen er auf diese Weise entwischte. Treibt er es gar zu bunt — in einer Nachbarschaft hatte einer von ihnen gleich einundzwanzig

feste Verhältnisse — so muß er vor den wütenden Männern, Vätern und Brüdern fliehen oder wird versetzt, in welchem Falle er dann dasselbe Handwerk mit etwas mehr Vorsicht ausübt. Strafanzeigen werden nur selten gemacht und auf jeden Fall niedergeschlagen.

Vor etwa zwei Jahren wurden in M. dem Salesianerpater sexuelle Beziehungen zu einem Zögling nachgesagt. Am Tage, wo der Knabe die Anstalt verlassen sollte, schoß ihn der Pater nach einer gemeinsamen Autofahrt im Kloster „zufällig" nieder. Der erste ärztliche Befund ergab, daß der Knabe kurz vorher mißbraucht worden war. Die katholischen Verteidiger beantragten siebzehn Tage nach dem Tode eine neue Untersuchung. Natürlich wurde jetzt, wegen vorgeschrittener Verwesung, nichts mehr gefunden und der Prozeß niedergeschlagen. Wie sangen wir doch als Kinder anläßlich des Buschoffschen Kindermordes in Xanten: „Wie die Sonne hell und klar, so des Mannes Unschuld war."

Man glaube nun nicht, daß es in Deutschland viel besser damit steht.

Ich habe während meiner Amtszeit als Geistlicher vier engere Freunde gehabt, jedoch nur von zweien dieser vier lernte ich das Seelenleben etwas kennen. Einen ging ich öfter besuchen. Bei diesen Besuchen stellte er mir jedesmal eine andere „Nichte, Verwandte" usw. vor, bis er mir schließlich gestand, wer die Mädchen waren und daß er etwa alle vierzehn Tage „wechsle". Später erzählte er mir, daß er bereits fünfmal wegen Weibergeschichten vom Bischof versetzt worden sei. Einmal sei ihm der Vater eines Mädchens „auf die Bude gerückt", sie sei aber glücklicherweise schon ausgeflogen gewesen. Dieser geistliche Bruder hatte ein ganzes Köfferchen von Liebesbriefen. Einst verheiratete er seine Köchin und sprach bei der Predigt von „lilienreiner Keuschheit". Nachher erfuhr ich von ihm, daß er natürlich das Mädchen bereits bei sich gehabt habe, und zwar sehr häufig. Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ich dies alles nicht aus den Beichten weiß, die dieser Freund bei mir ablegte. Einst besuchte er seinen Schwager B., der früher katholischer Geistlicher gewesen war, und bei dieser Gelegenheit bändelte mein Freund auf der Straße mit einem Mädchen an, wurde aber mit ihr aus dem Hotel herausgeholt und auf die Polizei gebracht. Glücklicherweise bekleidete sein Schwager eine einflußreiche Stelle und so gelang es ihm, seinen lieben Verwandten aus der Not zu befreien.

Das Mädchen verlor seine Stelle und lebte einige Zeit als „Nichte" beim Pfarrer, der mir wiederholt klagend erzählte, wieviel Mühe es ihn gekostet habe, seine „Verwandte" bei einem befreundeten Apotheker unterzubringen, obwohl er sie ihm sehr ans Herz gelegt hätte.

Als ich mein Amt niederlegte, forderte ich besagten Freund auf, ein Gleiches zu tun. Er lehnte mein Ansinnen ab mit den zynischen Worten: Nein, lieber Franz, der schwarze Rock ist ein zu starkes Lockmittel für Frauen! — Später erfuhr ich, daß mein ehemaliger Freund Religionlehrer an einem Mädchengymnasium in D. ist. Das dürfte freilich der richtige Posten für den richtigen Mann sein.

Der andere Freund war ein Abt, der mich oft mit sehr süßen Worten zu trösten wußte, wenn ich ihm mein Leid klagte und der von allen wie ein Heiliger betrachtet wurde. Diese „Heiligkeit" stimmte nun zwar nicht ganz mit den „frommen" Anträgen überein, die er meiner Schwester machte, welche bei ihm zu beichten pflegte. Vor etwa einem Jahre erfuhr ich nun, daß dieser sonderbare Heilige mit seiner Schwester ein Kind erzeugt hatte und daher sein Amt niederlegen mußte.

Ich kannte auch einmal einen sehr interessanten Pfarrer, der eine noch interessantere Haushälterin sein eigen nannte. Da ich zufällig bei ihm wohnte und bemerkte, daß er in ihrem Schlafzimmer ein- und ausging, überwand mich schließlich die Neugier, ich öffnete die Tür und sah, wie der fromme Herr sie tröstend umschlungen hielt. Leise weinend zog ich davon und summte das alte Soldatenlied: Sie lag in meinem Arm — Ihr schlug das Herz so warm — aber: nein, aber: nein, sprach sie, ich küsse nicht!

Man glaube aber nicht, daß es sich hier um vereinzelte Fälle handle. Es ist noch längst nicht alles. Wenn ich erst meine „Erlebnisse eines katholischen Priesters" herausgebe, mag die Welt über den abgrundtiefen Schmutz staunen, der sich unter dem Namen Zölibat und Priestertum verbirgt. Ich werde dabei rücksichtlos mein eigenes Innenleben, wie das derjenigen schildern, mit denen ich in Berührung kam. Ist es doch dringend notwendig, daß endlich einmal eine Einrichtung zu Fall gebracht werde, die einen solchen Höhepunkt der Unmoral darstellt, daß er kaum überboten werden kann.

Paulus sagt einmal: „Besser heiraten, als lustentbrannt zu sein" (1. Kor. 7, 9). Würden die Priester der katholischen Kirche nach diesem Grundsatz handeln dürfen, in weniger als einem Jahr gehörte der Zölibat ins Reich der Legende.

Die Bereicherungsucht ist das andere Merkmal dieser Priesterschaft. Früher war es hier an der Tagesordnung, daß Piester zu verschiedenen Kirchen gingen und auf diese Weise zwei bis drei Messen lasen. Von einem weiß ich, daß er außerdem nachts in einem Kabarett Geige spielte. Er hatte sich auf diese Weise 85 000 Pesos „erspart", verlor sie aber in einem Unternehmen, das jedoch nach einigen Jahren auflebte und ihm die Summe auszahlte, worauf er sogleich nach Italien zurückkehrte, um dort die Früchte seiner Arbeit in Ruhe genießen zu können. In der Nähe der Stadt, wo ich früher war, dürfte es wohl kaum einen Geistlichen geben, der nicht über eines oder mehrere Landgüter, Weinberge und Wohnhäuser verfügte.

In Maipu, nah bei Mendoza, hatte eine Frau einen großen Platz in der Nähe der Kirche zum „immerwährenden Ort des Gebetes" Gott dem Herrn bzw. seiner Kirche geschenkt. Um diesen frommen Plan zu verwirklichen, errichtete der ebenso fromme Herr Pfarrer auf besagtem Grundstück eine Reihe elender Mietsbaracken, ein öffentliches Haus und eine Spielhöhle, aus welch letzterer er verschiedentlich selber bei Polizeiüberfällen herausgeholt wurde. Die Erben der Frau, die ich persönlich kenne, glaubten nun, daß der Zweck der frommen Stiftung auf diese Weise nicht ganz erfüllt würde und strengten eine gerichtliche Klage an. Indes der Pfarrer „bewies", daß er so das Geld zum Bau des Gotteshauses zusammenbringen wolle, und das Gericht gab ihm Recht. Die Klage wurde abgewiesen. So geschehen im Jahre des „Heils" 1934. Ja, die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!

Die Bereicherung der Klöster steigt hier geradezu ins Ungemessene, zumal die Damen der hohen Gesellschaft größten Wert darauf legen, mit irgendeiner Stiftung, die dann geradezu eine palastmäßige Ausführung haben muß, ihren Namen verbunden zu sehen.

Eine hiesige Zeitschrift machte die Angabe, daß beim Eucharistischen Kongreß ein sehr hoher, in Deutschland wohlbekannter Prälat im ganzen 7 Millionen erhalten habe. Für den päpstlichen Delegaten Eugen Pacelli ließ die Dame, die ihren Palast ihm zur Verfügung stellte, eigens ein aus massivem Golde angefertigtes vollständiges Besteck herrichten. Seine Nachtpantoffeln allein sollen 60 000 Pesos gekostet haben, was geradezu

unglaublich klingt, mich aber durchaus nicht wunder nehmen würde, angesichts so vieler anderer Dinge, die ich persönlich erlebte.

Freilich fehlte es wieder nicht an bösen Zungen, die in ihrer Gottlosigkeit behaupteten, daß Prinz „Eugen", der edle Ritter, neben dem Bett auf dem Fußboden geschlafen habe. Einer fragte mich sogar, warum Eugen nicht bei einer armen Familie abgestiegen sei. Indes konnte ich diesen ruchlosen Spötter durch den Hinweis auf die 7 Millionen sogleich zum Schweigen bringen. Vielleicht bekomme ich für diese glänzende Verteidigung des Gottesmannes doch noch mal den Nachlaß aller zeitlichen und ewigen Sündenstrafen.

Im Jahre 1923 besuchte ein Visitator eine hiesige Niederlassung seiner Klostergesellschaft. Bei dieser Gelegenheit überreichte der Pater Rektor ihm einen Scheck von 300 000 Pesos, die damals an wirklichem Werte auf jeden Fall viele Millionen Deutscher Mark bedeuteten. Bedenkt man, daß in der Klosterkirche wenigstens jeden Samstag eine Hochzeit erster Klasse stattfand, die 5—10 000 Pesos einbrachte, so ist jene Summe durchaus nicht unglaublich. Sie wurde mir, der ich damals noch Geistlicher war, von einem Mitglied des Klosters als besonders freudiges Ereignis bekanntgegeben.

Ob nicht die Devisenkommission . . . . ?

Das ist nur einiges, woraus man die Religiosität hier beurteilen mag, die bei den Gläubigen zur vollständigen Verflachung, bei den Geistlichen zur gänzlichen Entartung und Selbstbereicherung führt.

Ja, man muß den Katholizismus an seiner Wiege kennenlernen, um ein wahres Grauen vor seiner Religiosität zu bekommen und zu wissen, wes Geistes Kind er in Wirklichkeit ist.

Vielleicht gehen den Katholiken wenigstens etwas die Augen auf. Und wenn sie einmal bedächten, daß das letzte Konkordat dem Papste und der katholischen Kirche zehnmal mehr Rechte in Deutschland einräumt, als er und sie in Italien und vielleicht in irgendeinem katholischen Lande besitzen, so würden sie auch daraus erkennen, wie sie genasführt werden, wenn von Bedrückungen der katholischen Kirche in Deutschland geredet wird.

Wie manchmal habe ich hier von Deutschen aus frommgläubigen Familien die Worte gehört: Ja, wenn man in Deutschland wüßte, wie die Kerle es hier treiben, so ginge kein einziger mehr zur Kirche.

Ich habe sehr viele frühere Katholiken kennengelernt, die beim Anblick dieser echt katholischen Glaubensoberflächlichkeit der römischen Kirche den Rücken wandten. Und mit Recht! Möchten die Deutschen Katholiken endlich einmal zur Einsicht gelangen!

II. Einzeldarstellung

Das Papsttum und seine geschichtliche Entwicklung

Wohl keine Macht der Welt hat mit einer solchen Selbstsicherheit über alle geschichtlichen Tatsachen hinweg sich einen Ursprung und eine Beglaubigung beigemessen, die sie nicht besitzt, als das Papsttum.

Aufgabe dieser Einzeldarstellung wird es sein, die geschichtliche Wahrheit über die Entstehung und Entwicklung des Papsttums rückhaltlos an den Tag zu legen. Drei Punkte werden hierbei zu berücksichtigen sein.

Erstens: Die Entwicklung der geistlichen Oberhoheit,
Zweitens: Die Entwicklung der weltlichen Oberhoheit,
Drittens: Das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes.

Bezüglich der Entwicklung seiner geistlichen Macht hat der Papst jetzt die praktische und theoretische Oberhoheit der katholischen Kirche in einer Weise inne, daß er ihr unumschränkter Herr und Gebieter zu sein scheint. Diese Oberhoheit kommt dem Papste in keiner Weise zu, und zwar:

Erstens wegen der Prophezeiung Christi von seiner nahen Wiederkunft.

Wenn hier dieser Grund schon im voraus und zum ersten Male angeführt wird, dann geschieht das deshalb, weil jene tatsächlich gemachte, und durch nichts zu erschütternde Prophezeiung die Behauptung des Papsttums von seiner geistigen Oberhoheit über das Christentum, insbesondere über die katholische Kirche zuschanden macht. Angesichts seiner bevorstehenden Wiederkunft hat Christus weder an Nachfolger seiner Apostel gedacht noch von ihnen gesprochen. Da der Verheißung von der baldigen Wiederkunft Christi eine besondere Einzeldarstellung gewidmet wird, braucht die Tatsächlichkeit der Prophezeiung und ihre Nichterfüllung hier nicht bewiesen werden.

Zweitens: Weil es kein Wort Christi gibt, kraft dessen der Papst sich auf eine derartige Oberhoheit berufen könnte.

Seit den Tagen des Vatikanischen Konzils zitiert Rom so gerne die Worte: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" (Matth. 16, 18).

Von diesen Worten ist zu sagen, daß die gesamten Väter der Kirche ihnen einen völlig andern Sinn beimaßen und in ihnen keinerlei Begründung für eine Vorherrschaft des Papstes fanden. Da aber nach den steten Erklärungen der Kirche die Bibel im Sinne der Väter ausgelegt werden muß, so wird hier Rom durch Rom geschlagen. Das alles hat Bischof Stroßmayer in seiner unvergleichlichen Konferenz, die er in Gegenwart des Papstes Pius IX. auf dem Vatikanischen Konzil vor allen Prälaten hielt, wunderbar dargetan, und für Zeit und Ewigkeit den Nachweis erbracht, daß die Unfehlbarkeit des Papstes nur eine Anmaßung ist.

Nimmt man nun die Worte Christi:

„Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" (Matth. 16, 18),

so haben sie nach der ganz einmütigen Erklärung der Kirchenväter den Sinn, daß Christus auf den Felsen des von Petrus ausgesprochenen Glaubens an den Gottessohn seine Kirche gründen wollte. Daher auch der von Christus gemachte Unterschied in den Worten petrus (petros) und petra (petra). Also sogar nach dem wörtlichen Text der Schrift baute Christus seine Kirche nicht auf Petrus, sondern auf einen Felsen. Er sagte aber: „und auf diesen Felsen", weil er sich auf den von Petrus gerade bewiesenen Glaubensfelsen bezog. Das ist die einstimmige, ausnahmelose Erklärung der Kirchenväter, wozu noch hinzukommt, daß die Bischöfe von Rom diese Stelle niemals auf sich bezogen haben, noch je an ein Papsttum ihres Bischofssitzes dachten. Es ist ja übrigens gar nicht anzunehmen, daß Christus seine Kirche auf einen Menschen hätte gründen wollen, noch dazu auf den Papst. Der Reinfall hätte ja kaum größer sein können.

Auch die folgenden Worte des Textes lassen eine solche Deutung als völlig ausgeschlossen erscheinen. Christus sagt nämlich:

„Alles, was Du auf Erden" (in die Kirche) „aufnehmen wirst, das wird auch im Himmelreiche" (dem künftigen Gottesreiche) „aufgenommen sein; und alles, was Du auf Erden ausschließest, das wird auch im Himmelreiche ausgeschlossen sein."

Diese Gewalt nun zu öffnen und zu schließen, zu binden und zu lösen, zu verzeihen und

zu behalten, überträgt Christus mit den gleichen Worten, wie schon der katholische Theologe Nivard Schlögl in seiner neueren Bibelübersetzung nachweist, auch der ganzen Gemeinde (Matth. 18, 18; Joh. 20, 19—23), Männern und Frauen. Somit liegt hier absolut keine besondere Machtübertragung an Petrus ausgesprochen.

Dazu kommt, daß die junge Kirche in ihrer Gesamtheit auch diese Macht so ausübte. Denn in den ersten sechs Jahrhunderten bestimmten alle Gläubigen, ob jemand zu der Taufe zugelassen werden durfte oder nicht. Somit waren sie es, die einschlossen und ausschlossen, die Sünden verziehen oder behielten. Und alle Gläubigen bestimmten, wie wir schon beim blutschänderischen Korinther sehen, ob jemand wegen eines öffentlichen Vergehens aus der Kirche ausgeschlossen ward und ob und wann er wieder aufgenommen ward.

Drittens: Die Zeit hat dieser Erklärung vollkommen recht gegeben.

Zunächst ist von einer geistigen Oberhoheit der Bischöfe Roms in den ersten sieben christlichen Jahrhunderten keine Rede. Noch Gregor I. († 604) weist den Gedanken an das Amt eines Universalbischofs oder Papstes gänzlich zurück und behauptet sogar:

„Niemals ist es einem römischen Bischofe eingefallen, etwas Derartiges zu beanspruchen." (Ep. VII 27 Migne 22/78.)

Zwar hatten früher dennoch schon einige Päpste versucht, eine derartige Oberhoheit sich anzueignen; doch wurden sie sofort von andern Bischöfen in die rechten Schranken zurückgewiesen. So erhielt Papst Stephan vom „hl." Bischof Firmilian von Cäsarea († 269) eine Abfuhr, weil Stephan behauptet hatte, er sei, da Petri Thron in Rom gestanden habe, mehr als die andern Bischöfe, Nachfolger Petri. Noch schärfer spricht sich der hl. Bischof und Märtyrer Cyprian in seinem Briefe 59 IV gegen jedwede Bevorzugung des römischen Bischofs aus. Mehr Zeugnisse können in der Rede Stroßmayers und sonstigen Dokumenten gefunden werden.

Viertens: Soweit sich die Bildung einer Vorzugsstellung Roms verfolgen läßt, begründet diese sich nur auf die größere Bedeutung und das hohe Alter der Stadt Rom selber sowie des dortigen Bischofssitzes, war also ein Vorzug des Ranges und nicht etwa einer (gerichtlichen) Oberhoheit.

Auch die Feststellung verdanken wir der gründlichen Arbeit des Bischofs Stroßmayer, der sie auch eingehend begründet. Da die Rede von Ludendorffs Verlag veröffentlicht wurde[6]), können wir uns der Mühe entheben, sie hier zu wiederholen. Zu bedauern ist nur, daß diese Rede so wenig unter den Katholiken bekannt ist. Als ich Theologe war, wurde uns gesagt, daß die Deutschen Bischöfe auf dem Vatikanischen Konzil sich mit dem Dogma der Unfehlbarkeit einverstanden erklärt hätten; nur hätten zwei von ihnen den Zeitpunkt für die Verkündigung eines solchen Dogmas nicht für günstig erachtet. Auf diese Weise ließ man uns in völliger Unkenntnis bezüglich der Rede Stroßmayers, den ich trotz seiner Bedeutung nie, auch nur dem Namen nach kennenlernte.

Fünftens: Die Oberhoheit des Papstes hat sich erst auf Grund von zwei Fälschungen gebildet: Die Konstantinische Schenkung und die pseudoisidorischen Dekretalien.

Der erste Theologe, der diese Fälschungen für echt hielt und auf Grund von ihnen den Gedanken des römischen Universalbischofes in die Theologie hineintrug, war Thomas von Aquin, dessen unbestrittene Autorität in großem Maße zur Verwirklichung dieser Oberhoheit beigetragen hat. (Vgl. Alfred Miller: Der Jesuitismus eine Volksgefahr — Verlag Dr. E. Boepple, München.) Daß es aber mit dieser Oberhoheit nur langsam

[6]) Vergriffen.

vonstatten ging, sehen wir daraus, daß noch im 15. Jahrhundert der Kardinal Nikolaus de Cues schreibt: Alle Bischöfe sind untereinander und mit dem Papste gleich. Ja, das Konzil von Konstanz (1414—1418) erklärt, daß das Konzil über dem Papste stehe. Und selbst das Konzil von Trient 1545—1563 weist noch den Gedanken an einen Universalbischof in bezug auf den römischen Bischof zurück.

Sechstens: Erst die Jesuiten vertraten in entscheidender Form die Idee eines Universalbischofs, der über dem Konzil stehe und daher unfehlbar sein müsse.

Da der Gedanke eines Universalbischofs mit der der Unfehlbarkeit aufs engste verbunden ist, können wir diesen letzten Abschnitt erst im dritten Teil, bei der Frage von der Unfehlbarkeit behandeln.

Zweiter Teil

Hinsichtlich der Entwicklung der weltlichen Oberhoheit lassen sich ganz ähnliche Feststellungen machen wie im ersten Teile.

Daß in den ersten drei Jahrhunderten, also in der Zeit der Katakomben, der römische Bischof keinerlei Ansprüche gemacht hat, Beherrscher aller Könige, Kaiser und Regenten dieser Welt zu sein, liegt auf der Hand. Außerdem können wir feststellen:

Erstens: In der ganzen alten Zeit betrachtete sich der römische Bischof als dem Kaiser unterworfen. So schreibt Gelasius I. (492—496) dem Kaiser Anastasius:

„Da wir wissen, daß durch göttliche Anordnung Dir das Reich übertragen ist, so sind wir, die Vorsteher der Religion, auf irdischem Gebiete deinen Gesetzen untertan, und wollen auch nicht einmal den Anschein erwecken, als ob wir uns einer von Dir geäußerten Meinung widersetzen." (Ep. 8 Migne P. L. 59, 41.)

Noch interessanter ist die Erklärung Gregors I. (590—604), der in einem an den Kaiser gerichteten Brief schreibt:

„Da ich der Meinung bin, daß dieses Gesetz gottwidrig ist, darf ich diese meine Ansicht meinem Herrn" (dem Kaiser) „nicht verschweigen. Da ich aber Deiner Herrschaft unterworfen bin, habe ich Dein Gesetz den verschiedenen Provinzen übersandt. Daß jedoch dieses Gesetz mit den göttlichen Geboten nicht übereinstimmt, habe ich durch dieses Schreiben meinem Allerhöchsten Herrn wissen lassen. So habe ich nach beiden Seiten meine Pflicht erfüllt: Dem Kaiser habe ich Gehorsam geleistet, und für Gott habe ich meine Stimme erhoben." (Ep. III. 63 Migne P. L. 663.)

Zweitens: In schärfstem Gegensatz zu dieser Unterwürfigkeit der römischen Bischöfe der alten Zeit steht die angemaßte Herrschaft der Päpste über Kaiser und Könige im Mittelalter und der neuen Zeit. —

Gregor II. (715—731) zog zunächst eine scharfe Trennunglinie zwischen geistlicher und weltlicher Macht und beanspruchte für sich die geistliche Macht, indem er dem Kaiser schrieb:

„So wie der Hohepriester kein Recht hat, den Kaiserpalast zu inspizieren und königliche Würden zu verteilen, so hat ebensowenig der Kaiser die Macht, die Kirche zu inspizieren, die Wahl der Kleriker zu leiten, Weihen zu erteilen oder Gnadenmittel zu verschenken. Deshalb möge jeder von uns in dem Berufe bleiben, für den er von Gott bestimmt worden ist." (Ep. 13 Migne P. L. 89, 521.)

Inzwischen wirkten sich die bereits erwähnten geschichtlichen Fälschungen auf den Geist der Päpste aus — noch mehr aber die Bildung der abendländischen Königreiche. Es wurde nämlich hierbei oft genug die Entscheidung der Päpste eingeholt. Man denke nur an Pipin den Kleinen, den Hausmeier der Merowinger, der beim Papste anfragte, wer König zu sein habe: jener, der nichts tue und nur den Namen trage oder jener, der alle Königslast auf sich habe, ohne den Namen zu besitzen; worauf ihm der Papst schrieb: Der zweite — was Pipin veranlaßte, dem letzten Merowinger die Haare abzuschneiden und ihn ins

Kloster zu stecken. Ähnlich erhielt auch Wilhelm der Eroberer, als er 1066, durch seinen Sieg bei Hastings über Harald, England nahm, den Segen und die Anerkennung des Papstes und damit die Herrschaft über dieses Land. Diese Eingriffe des Papstes, die bald mit dem Ein- und Absetzen von Königen fortgeführt wurden, erweckten ganz natürlicherweise in den Päpsten des Mittelalters den Gedanken ihrer absoluten, weltlichen Oberhoheit über alle Fürsten und Regenten der Erde. Den Höhepunkt in dieser Beziehung bilden Bonifaz VIII. und Innozenz III., die die Oberherrschaft über alle Christen einschließlich der Könige und Kaiser offen aussprachen. Sie mögen darin durch den Verfall und schließlichen Fall Konstantinopels nur noch mehr bestärkt worden sein.

Drittens: In der neuen Zeit wurde der Gedanke der weltlichen Oberhoheit der Päpste durch die Jesuiten wieder neu belebt. So schreibt der Jesuit Molina:

„Mit der geistigen Macht des Papstes und aus ihr hervorströmend, ist die allerhöchste und allerweitgehendste, weltliche Gerichtsbarkeit über die Fürsten verbunden."

Der Jesuit Matth. Liberatore schreibt in seinem Werk: „Staat und Kirche" (Neapel 1871, S. 356):

„Der weltliche Fürst hört auch in seiner Eigenschaft als Fürst nicht auf, Untertan des Papstes zu sein . . . Dem Papste müssen alle weltlichen Regenten unterworfen sein . . . Der Papst ist der höchste Richter aller weltlichen Gesetze . . . Jeder Getaufte ist mehr dem Papste unterworfen, als irgendeinem weltlichen Regenten."

Der Papst, dem diese jesuitischen Gedanken besonders gefallen zu haben scheinen, war Pius IX. Am 22. Juni 1868 verdammte er in feierlicher Ansprache die am 21. Dezember 1867 sanktionierten österreichischen Gesetze, die allen Personen Gleichheit vor dem Gesetze zusicherten, und die Gleichberechtigung aller Kirchen in Österreich verkündeten. Der Papst sagte in bezug hierauf:

„Am 21. Dezember des vergangenen Jahres sind durch die Regierung Österreichs wahrhaft beweinenswerte Gesetze verkündet worden. Kraft Unserer Apostolischen Gewalt verwerfen und verdammen wir schlechthin jene Gesetze. Kraft der gleichen Autorität erklären wir diese Gesetze mit all ihren Konsequenzen für null und nichtig."

Tatsächlich wurden jene Gesetze nie in der Wirklichkeit durchgeführt und schließlich beseitigte sie der Pfarrersohn Dollfuß.

Der gleiche Papst schrieb im Jahre 1873 an Wilhelm I.:

„Ich sage es offen heraus: Jeder Mensch, der getauft ist" (also auch der Kaiser), „gehört in gewisser Weise — die ich hier nicht näher erklären will — gehört, sage ich, dem Papste."

Auch das Jesuitenblatt „Civiltá Cattolica" ist von der Oberherrschaft des Papstes über alle Regenten tief durchdrungen. Schrieb es doch am 1. Juli 1871:

„Der Papst ist nach göttlichem Recht der höchste Lenker und Leiter aller christlichen Staaten. Er hat das Recht, die christlichen Fürsten, die ihre Macht" (im Sinne der Jesuiten) „mißbrauchen, zur Verantwortung zu ziehen, zu bestrafen und sogar zu entthronen."

Bekanntlich wies Bismarck in seiner berühmten Rede am 10. März 1973 diese maßlosen Ansprüche des Papstes zurück. Dafür bezeichnete ihn Pius als „Schlange im Paradiese der Menschheit", und verkündete den Untergang des Deutschen Reiches zur Ehre Gottes voraus, was denn auch schließlich dank dem Jesuitismus und anderer überstaatlicher Mächte im Weltkrieg 1914—18 und der Nachkriegszeit angestrebt wurde und heute noch ihr Ziel ist.

Dritter Teil

Wir kommen nun zur Unfehlbarkeit des Papstes, die eigentlich nur die logische Folgerung aus der geistlichen Oberhoheit des Papstes ist.

In früheren Zeiten wurden nämlich alle Konzilsbeschlüsse widerspruchslos von der

Kirche hingenommen. Man redete dabei zwar nie von einer Unfehlbarkeit der Konzilien, erkannte sie aber praktisch dadurch an, daß man ihre Entscheidungen als Glaubensregeln annahm.

Solange nun das Konzil über dem Papste stand, konnte von einer Unfehlbarkeit des Papstes keine Rede sein, diese konnte vielmehr nur dadurch erreicht werden, daß man selbst die Konzilien und ihre Beschlüsse dem Papste unterwarf.

Die Aufgabe, das zu bewerkstelligen, fiel den Jesuiten zu und sie haben sie glänzend gelöst.

Noch in dem Katechismus von Krautheimer, der mit Erlaubnis der Bischöfe von Trier und Mainz veröffentlicht wurde, ist die geistige Oberhoheit des Papstes und seine Unfehlbarkeit verneint. Es heißt dort:

„Werden wir glauben, daß der Papst, kraft seiner Oberhoheit, unfehlbar sei, und daß er, wie Christus, schalten könne, so wie die Nichtkatholiken uns unterstellen? — Nein! Er entscheidet nur vorsichtigerweise in Glaubensstreitigkeiten, und diese Entscheidung wird erst dann Glaubensartikel, wenn die Kirche beipflichtet; denn die Kirche ist ein lebendiger Körper, dessen Haupt ebensowenig für sich allein Leben besitzt, wie der Körper ohne Haupt" (Rückübersetzung aus dem Spanischen).

Es war der Jesuit Deharbe, der als erster in den, von 1853 bis 1869 erschienenen Auflagen seines Katechismus mit steigender Klarheit die absolute Oberhoheit und Unfehlbarkeit des Papstes verkündete. Auf die Frage: „Wer bildet das Lehramt der Kirche?" antwortete er: „Der römische Papst, und die mit ihm vereinten Bischöfe". Und auf die zweite Frage: „Wie faßt das kirchliche Lehramt seine Beschlüsse?" lautet die Antwort: „Entweder durch das Haupt der Kirche oder durch ein Konzil, das vom Papste bestätigt ist."

Damit war der Papst über das Konzil gestellt. Nun mußte ihm natürlich auch die Unfehlbarkeit des Konzils übertragen werden, und so wurde der Boden für das Unfehlbarkeitdogma vorbereitet, das denn auch im Jahre 1870 folgerichtig ausgesprochen wurde.

Von diesem Konzil sagt Theiner, der Präsident des Vatikanischen Archivs, in einem an Professor Friedrich, München, gerichteten Brief:

„Man wird immer die Jesuiten für die Entscheidungen des Vatikanischen Konzils als ihre wahren Urheber verantwortlich machen müssen. Diese blinden und böswilligen Mönche haben ihre scholastischen Theorien nicht aus Liebe zur Kirche durchgesetzt, sondern zur Verherrlichung ihres eigenen Stolzes und zum größten Schaden der Kirche und des Heiligen Stuhles. Das konnten sie leicht erreichen bei einem höchst ungebildeten Episkopat und einem Papst, der von der profanen und kirchlichen Geschichte, von der Theologie und dem Kirchenrecht fast keine Kenntnisse hat und nur durch seinen Aberglauben sich auszeichnet, der alten Frauen eigen ist und oft genug sich sogar lächerlich macht . . . Unser Ziel muß sein: Delenda est Karthago — der Jesuitismus muß zerstört werden."

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Formulierung der Unfehlbarkeit des Papstes in einer so jesuitisch schlauen Form erfolgte, daß der Kampf gegen dieses Dogma nur allzuleicht ein Kampf gegen Windmühlenflügel wird. Gemäß dem Dogma ist der Papst nämlich nur dann unfehlbar, wenn er als oberster Hirt und Lehrer der Kirche in Sachen der Glaubens- und Sittenlehre eine Entscheidung verkündet, die für die ganze Kirche bestimmt ist.

Es kann also der Papst selber sich irren, ja ein Häretiker sein, er mag ein ausschweifendes Leben führen usw. Das alles trifft nicht seine Unfehlbarkeit, die nach dem Dogma nur in dem obenerwähnten Falle in Frage kommt.

Es wird daher gut sein, nicht in endlosen Ausführungen den Nachweis erbringen zu wollen, daß die Päpste sich auch ex cathedra geirrt haben, sondern die Frage prinzipiell zu behandeln und in unwiderleglicher Weise darzutun, daß dem Papste weder die weltliche noch die geistliche Oberhoheit und Obergerichtsbarkeit zukommt, wie wir gesehen haben.

Das dürfte der beste Weg sein, das Märchen von der Unfehlbarkeit des Papstes endgültig zu erledigen.

12. Einzeldarstellung

Die Umwertung der Moral Christi in der katholischen Kirche

Die Lehre Christi will, wie wir alle wissen, im wesentlichen eine Morallehre sein, deren Hauptinhalt Liebe, Armut und Demut bilden.

Wenn nun von irgend jemand diese Grundprinzipien hätten verwirklicht werden müssen, dann doch ganz gewiß von jenen, die sich als seine Nachfolger der Welt gegenüber bezeichneten und den Anspruch erhoben, die wahre von Christus gegründete Kirche zu bilden.

Nun trifft es sich aber, daß ausgerechnet diese Nachfolger Christi mit den Grundprinzipien der Religion ihres Stifters gebrochen, ja, sie in das Gegenteil verkehrt zu haben scheinen.

Es soll daher in dieser Einzeldarstellung einmal festgestellt werden, ob die Kirche tatsächlich die moralischen Begriffe Christi in das Gegenteil verkehrt hat und mit welchem Rechte.

Den oben erwähnten drei Grundprinzipien: Liebe, Armut und Demut entspricht die Dreiteilung dieser Einzeldarstellung.

1. Liebe.

Das Gebot der Liebe steht im Lehrsystem Christi an erster Stelle, da er Gottes- und Nächstenliebe, insbesondere die Feindesliebe, auf eine Stufe setzt.

Vergleichen wir nun hiermit das Verhalten der Kirche insbesondere ihren angeblichen oder vermeintlichen Feinden gegenüber, so hat der Haß wohl kaum je schlimmere Früchte gezeitigt, als die Kirche es im Verlaufe der 2000 Jahre ihres Daseins mit ihren blutigen Verfolgungen und Bannflüchen, Kriegen und Morden jeglicher Art getan hat.

Wir werden noch in der letzten Einzeldarstellung auf die vielen Millionen von Opfern zu sprechen kommen, die die christliche Religion im allgemeinen gefordert hat. Aber es sei schon jetzt bemerkt, daß wenigstens 80 % dieser Opfer auf Kosten der römischen Kirche fallen. Von 80 Millionen wären das 65 Millionen Blutopfer, die Rom zu verantworten hat. Erwägt man, daß dabei wenigstens die doppelte Zahl von solchen hinzuzurechnen ist, die dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurden, so ergeben sich fast 200 Millionen von Menschenopfern, die Rom seinem Fanatismus dargebracht hat.

Wir fragen nun: Mit welchem Rechte hat die katholische Kirche derartige Greuel vollbracht? Konnte es überhaupt je ein Recht für sie geben, das Hauptgebot ihres Meisters derart mit Füßen zu treten, wie sie es getan hat? Überlassen wir das Urteil hierüber den Männern der Deutschen Geschichteforschung.

2. Armut

Wort und Beispiel Christi und der Apostel sind der Ausdruck vollkommenster Armut. Als erste Bedingung für seine Nachfolge forderte er die Trennung von jeglicher Art von Schätzen, ja von jeglichem Überfluß. Und wie er nicht hatte, wohin sein Haupt zu legen, so auch seine Apostel nicht.

Vergleicht man nun hiermit den unermeßlichen Reichtum der katholischen Kirche gerade an jenen Schätzen, die Christus seinen Aposteln verboten hat, denkt man an die Millionen von Liegenschaften aller Art, die sie in der ganzen Welt besitzt und alles, was sie an Gold, Silber und Edelsteinen aufgestapelt hat, die Paläste ihrer Päpste, Kardinäle und

Bischöfe, das reiche Leben, das sie geführt und das vielfach geradezu als schlemmerhaft bezeichnet werden muß, die ultramoderne Ausstattung, namentlich des Vatikans, die kaum von irgendeinem Palaste der Welt übertroffen werden dürfte, dann die unermeßlichen Einnahmen der katholischen Kirche und seiner Orden, die einfach unsere Begriffe übersteigen, so fragt man sich unwillkürlich, ob denn das Grundprinzip der Armut, das Christus in Wort und Beispiel gelehrt, nur für seine Nachfolger nicht gilt, und mit welchem Rechte gerade jene, die vorgaben das Leben Christi in höchstem Maße nachzuahmen, schlechthin das Gegenteil tun dürfen.

Schließlich muß doch endlich einmal auch hierin Klarheit geschaffen werden.

3. Demut

Wenn es wahr ist, was die Kirche lehrt, daß Christus Gott war und Mensch wurde, und zwar unter den denkbar erniedrigendsten Umständen lebte, ja in einem Stalle geboren ward und am Holze der Schmach endete, so liegt darin für einen gläubigen Christen zweifelsohne eine Demut, wie sie größer wirklich nicht sein kann.

Und wie der Meister, so lebten seine Jünger, fern von allen Ehrungen der Welt, ja, wie Verbrecher verachtet, verfolgt und schließlich wie ihr Meister getötet.

Und nun vergleiche man damit seine Nachfolger, den Papst, die Kardinäle und Bischöfe, die von einer Ehrung zur andern gehen, und deren Leben nichts so fern liegt, als Verachtung. Fußküsse, Handküsse, Einräucherung mit Weihrauch, goldene, silberne und seidene Gewänder, große Empfänge, Ehrenbankette, kurz was nur der menschliche Geist an Ehrungen erfinden und ersinnen kann, das häuft sich im Leben jedes Papstes und fast jedes Kardinals und Bischofs. Dazu der ständige Verkehr mit den Großen und Mächtigen dieser Welt, die so ein Bischof meist persönlich kennt, während er von dem Elend seiner nächsten Nachbarn gar nichts weiß.

Ich frage nochmals, ob eine derartige Umwertung der Lehre Christi gestattet ist.

Wenn ja, dann könnte man eigentlich das ganze Evangelium dementsprechend umschreiben oder doch so abändern, daß jene Umwertung gerechtfertigt erscheint.

Schließlich werde ich doch nicht der einzige sein, der diese völlige Umwertung der Grundprinzipien Christi wahrnimmt und als einen Schlag ins Gesicht empfindet.

Die grundsätzliche Abkehr Roms von den Grundlehren Christi und seiner Apostel läßt sich in keinem der drei Punkte weder verschleiern noch beschönigen und vor allem nicht rechtfertigen.

Das Gebot der Feindesliebe Christi ist von der römischen Kirche Christi niemals in die Tat umgesetzt worden, dagegen hat sie mit einer Unduldsamkeit, die ihresgleichen sucht, jeden Gegner, dessen sie habhaft werden konnte, unter den entsetzlichsten Martern in den Tod getrieben und ihre Theologen fordern noch heute, wie vor Jahrhunderten, den Ketzertod. Das sollte Rom einmal erklären.

Wenn man ferner in bezug auf den Reichtum der römischen Kirche auf die vielen wohltätigen Anstalten hinweist, die Rom unterhält, so weisen wir zuerst einmal auf den Prunk und die Pracht des Vatikans mit all seinen Schätzen hin und bitten, man solle vor allem einmal erklären, wie dieser mit Christi und der Apostel Armut vereinbar sei. Und was die wohltätigen Anstalten betrifft, so dürfte der Vatikan kaum eine einzige unterhalten. 99 % aller Wohltätigkeitanstalten leben von der stets erneuten Unterstützung der Gläubigen.

Und wenn man ferner auf die klösterlichen Anstalten hinweist, so heißt das doch wahr-

lich nur auf neue Reichtümer hinweisen, deren Umfang geradezu skandalös ist. Und wenn die Klosterbewohner gewisse Bequemlichkeiten gegen den Versorgungschein für das ganze Leben eingetauscht haben, so daß sie überhaupt nicht einmal wissen, was der Kampf ums Dasein und die Sorge für den Unterhalt der Familie bedeutet, so ist eine derartige Drohnenbequemlichkeit doch alles andere eher als ein Opferleben zu nennen. Es ist ja sehr einfach, auf Goldsäcken sitzend, das Gelübde ewiger Armut abzulegen; aber mit derartigen Mätzchen Christi Lehre in ihr Gegenteil zu verkehren, wird in den Augen eines rechtlich denkenden Menschen nicht angehen.

Was endlich die Beziehungen der Kirche zu den Großen und Mächtigen der Erde betrifft, so bilden diese, namentlich in rein katholischen Ländern, einen Hauptstützpunkt für Roms Machtansprüche. Das kann man nur allzusehr in dem Lande beobachten, das auf der andern Seite von Chile liegt, und wo der gesamten katholischen Geistlichkeit nichts mehr am Herzen liegt, als an guten Beziehungen zu der Regierung und zu den Reichen, mit dem Endzweck einer regelrechten Ausbeute.

Um hiervon eine genaue Schilderung zu geben, müßte ich Namen nennen, was mir unter den obwaltenden Umständen nicht möglich ist. Daß aber auch diese Art von Verkündigung des Evangeliums völlig im Gegensatz zu dem steht, was wir von Christus und den Aposteln wissen, bedarf keines Beweises.

Zusammenfassend sei auch hier wieder auf die heuchlerische Art hingewiesen, mit der Rom genau das Gegenteil von dem tut, was Christus und die Apostel lehren, und dennoch nicht nur in alle Welt hinausposaunt, die wahre Kirche Jesu zu sein, sondern es auch die Menschen glauben macht. — Mundus vult decipi — die Welt will betrogen sein! möchte man sagen und hinzufügen: decipiatur — so sei sie denn betrogen.

Indes, das Deutsche Volk dürfte einen derartigen Zustand wenigstens für sich nicht dulden und müßte die Handlungweise der römischen Kirche bloßlegen und sie vor aller Welt so brandmarken, wie sie es verdient.

Zusammenfassung

Wir haben also auch in den voraufgehenden drei Einzeldarstellungen eine völlige Umkehrung der apostolischen Ordnung in der katholischen Kirche feststellen müssen.

Daß eine derartige Umwandlung der Grundprinzipien und Grundlehren des Christentums mit dem Geiste Christi und der Apostel völlig unvereinbar ist, wird jedem vorurteilslosen Menschen klar sein.

Wie angesichts der geradezu erdrückenden Tatsachen ein Mensch, auch wenn er sozusagen von Geburt katholisch ist, noch hartnäckig bei seinem Glauben an die römische Kirche verbleiben kann, ist mir einfach unerfindlich.

Gewiß wollen wir nicht in die Barbarei des „religiösen" Mittelalters zurückfallen und mit Inquisitionmethoden die Menschheit belehren und bekehren. Man sollte aber billigerweise verlangen dürfen, daß jeder Mensch, trotz Syllabus und Index, sich wenigstens von dem unterrichte, was die Gegner Roms an berechtigten Einwänden vorzubringen haben. Und vor allem sollte der Staat nicht dulden, daß Deutsche Kinder schon in frühester Jugend und gar von Staats wegen zur Romhörigkeit erzogen werden. Der gereifte Mensch mag sich schließlich seine religiöse Überzeugung holen, wo er will, jedenfalls wird er es alsdann mit weniger Vorurteil tun, als wenn Rom schon seine Kinderseele mit Irrtümern erfüllt hat.

IV. Abschnitt

Einwände gegen das Dogma der Gottheit Christi

Einleitung

Es mag manchen befremden, daß ich einen ganzen Abschnitt auf den Beweis verwende, daß Christus nicht Gott sei. Indes tue ich das mit Recht.

Zwar haben viele protestantische Theologen und auch Gläubige schon längst die Gottheit Christi abgelehnt. Indes für den Katholiken, der Christus von Kindheit an als Gott angebetet hat, ist die Vorstellung, daß er nicht Gott sei, so unfaßbar, daß an dem Tage, wo der Beweis dafür überzeugend geliefert würde, das ganze christliche Glaubensgebäude für ihn ins Wanken geriete.

So wenigstens ist es auch mir ergangen. Als ich mich von der Kirche trennte, blieb ich zunächst noch Christ. Da aber die andern bestehenden christlichen Kirchen mehr oder weniger ebenfalls sich im Irrtum befanden, wollte ich mir ein eigenes Christentum bauen, und zwar auf Grund eines eingehenden Studiums der Person Christi und seiner Lehre.

Dabei stieß ich nun zuerst auf die Frage von der Gottheit Christi, die ich einwandfrei beweisen wollte, zumal mich alle bisherige Lektüre darüber unbefriedigt gelassen hatte.

Damals war es, als die Prophezeiung von seiner nahen Wiederkunft mich endgültig davon überzeugte, daß Christus nicht Gott war noch ist.

Es wird mir schwer, den ungeheuren Eindruck zu schildern, den diese Entdeckung auf mich gemacht hat. An dem Tage sagte ich dem ganzen Christentum Lebewohl, obwohl ich noch nichts an seine Stelle zu setzen hatte.

Ebenso wird es ganz zweifellos fast allen Katholiken gehen, denen bewiesen wird, daß Christus nicht Gott war. Gerade aus dieser Überzeugung heraus halte ich es für ungemein wichtig, daß dieser Beweis in vollem Umfange geführt werde und in so überzeugender Weise, daß eine Widerlegung einfach nicht möglich ist.

Es soll nun in diesem Abschnitt kein Angriff auf die Person Christi geschehen. Ist sie doch, auch ohne den Glanz der Göttlichkeit, für Millionen von gläubigen Christen ein Gegenstand höchster Verehrung infolge der durch die Erziehung von Kindheit an gegebenen Suggestionen.

Somit richten sich meine Ausführungen einzig und allein gegen das Dogma der katholischen Kirche, das die Person Christi mit Gott auf ein und dieselbe Stufe setzt.

Besagtes Dogma lehrt nämlich ausdrücklich, daß Christus ebenso Gott sei wie der Vater und der heilige Geist, die zusammen eine einzige dreipersönliche Gottheit bilden, ohne daß irgendeine dieser Personen irgendwelchen Vorrang über der andern in irgendeiner Beziehung hätte. Es gibt vielmehr nur innerpersönliche Verschiedenheiten, die aus den Beziehungen der drei Personen zueinander erwachsen sollen. So erzeugt der Vater den Sohn und Vater und Sohn den heiligen Geist. Die inneren Verschiedenheiten der drei Personen berühren nicht die Gottheit selber, die von allen drei Personen gemeinsam besessen wird und die mit jeder Person identisch ist. Trotzdem läßt sich hier, wie die Theologen behaupten, nicht das Prinzip anwenden, daß mehrere Dinge einem andern gleich auch einander gleich sein müssen. Denn gerade darin besteht das „Geheimnis der Dreifaltigkeit".

Außerdem ist zu bedenken, daß alle Werke Gottes, die nach außen geschehen, von allen drei Personen in gleicher Weise ausgeführt werden. „Omnia opera ad extra sunt

comunia", alle Werke nach außen sind gemeinsam, sagt der Theologe. Daher hat Gott der Vater ebenso die Welt erschaffen und auch erlöst wie Gott der Sohn und Gott der heilige Geist.

Das mag genügen, eine Ahnung von dem philosophischen Wirrwarr zu geben, der hier herrscht. Mehr hierüber zu schreiben verlohnt nicht, ja wäre gefährlich, denn sonst kommt man aus dem Irrgarten auch mit einem Ariadne-Knäuel nicht heraus. Es dürfte aber eine lohnende Arbeit sein, den katholisch-dogmatischen Gottesbegriff einmal gründlich zu analysieren, einesteils um die Unsumme von Widersprüchen in ihm aufzudecken, dann aber auch, um die geradezu verwegene Kühnheit jener Theologen darzutun, die da glaubten, Gottes „tiefste" Geheimnisse erforschen und dogmatisieren zu können.

Christus soll also ebenso Gott sein, wie der Vater und der Hl. Geist. Der Beweis hierfür soll in der Bibel stehen. Wir werden zeigen, daß gerade die Bibel es ist, die uns den Beweis dafür liefert, daß Christus nicht Gott war noch ist.

13. Einzeldarstellung

Die Bibel lehrt, daß Christus nicht Gott war

Katholischerseits hat man immer wieder versucht, und versucht es noch, mittels der Wunder Christi seine Gottheit zu beweisen.

Wir wollen diesen Trugschluß im ersten Teil dieser Einzeldarstellung ein für allemal erledigen.

Wunder an sich sind nämlich in keiner Weise schon ein Beweis für die Gottheit dessen, der sie wirkt. Nehmen wir einmal an, daß Christus nur Gesandter Gottes gewesen wäre, so würde er zweifelsohne die gleichen Wunder und in der gleichen Weise gewirkt haben können. Übrigens verhieß ja Christus seinen Jüngern, daß sie noch größere Wunder wirken würden als er (Joh. 14,12); folglich würde man auch die Jünger vergöttlicht haben müssen.

Die Katholiken wenden hier ein, daß die Jünger diese Wunder in Christi Namen gewirkt hätten und nicht in ihrem eigenen Namen. Sagt aber nicht auch Christus, daß seine Wunderwerke von seinem Vater stammen?

„Viele gute Werke, die von meinem Vater stammen, habe ich Euch gezeigt." (Joh. 10, 32.) „Aus mir allein tue ich nichts." (Joh. 8, 28.) „Ich bin von Gott ausgegangen und gekommen. Ich bin nicht von mir selbst gekommen; sondern er hat mich gesandt." (Joh. 8, 42.) „Die Werke, die mein Vater mich vollbringen ließ, die Werke nämlich, die ich wirke, sind Zeugen dafür, daß der Vater mich sandte." (Joh. 5, 36.) „Wahrlich, ich sage Euch, der Sohn kann nichts aus sich selber wirken." (Joh. 5, 19.)

Ich habe diese Zeugnisse eigens aus dem Johannesevangelium gewählt, das wohl am meisten zur Vergöttlichung Christi beigetragen hat. Es kann daher ein jeder sich davon überzeugen, daß Christus seine Wunder nicht in eigenem Namen wirkte, sondern im Namen seines Vaters.

Die Wunder würden also im höchsten Falle beweisen, daß Christus ein Gottesgesandter war.

Indes beweisen sie auch dies nicht einmal. Wir wollen hier die vielen Beweise gegen die Zuverlässigkeit der evangelischen Berichte und die Echtheit der Wunder Christi zurückstellen — sagt nicht Jesus selber, daß der

„falsche Christus und falsche Propheten auftreten werden und große Zeichen und Wunder tun". (Matth. 24, 24.)

Zweifelsohne aber ist der Antichrist nach Jesu Begriffen kein Gesandter Gottes. — Wurden ferner nicht auch in neuester Zeit gutbeglaubigte „Wunder" von solchen Personen gewirkt, die keinen Anspruch auf eine göttliche Sendung erheben? Man lese nur beispielsweise das Buch: „Der Verkehr mit der Geisterwelt" von dem ehemaligen katholischen Priester und früheren Deutschen Abgeordneten, Johannes Greber, einem jetzigen Spiritisten. Ohne auch nur irgendwie den Inhalt dieses Buches zu billigen, wird man gestehen müssen, daß die dort gemeldeten „Zeichen und Wunder" besser beglaubigt sind als jene der vier Evangelien.

Nimmt man also auch die Echtheit der Wunder Christi an, so sind wir damit noch keinen Schritt weiter gekommen. Und da Christus selber gesteht, daß er die Wunder nicht in seinem Namen, sondern in dem seines Vaters wirkt, so ist darin allein schon der Beweis dafür gegeben, daß Christus nicht Gott war. Das ist aber gerade dasjenige, was wir hier zeigen wollen.

Im zweiten Teile soll nun dargelegt werden, daß die Aussprüche Christi und der Schrift bezüglich der Person Jesu beweisen, daß sie nicht Gott war.

Zweifelsohne gibt es in der Schrift eine Reihe von Aussprüchen, die den Gedanken an eine Gottheit nahelegen.

Da steht vor allem das Wort Jesu:

„Ich und der Vater sind eins." (Joh. 10, 30.)

Es fragt sich nun, ob Christus hier nur eine moralische Einheit oder auch eine physische Einheit gemeint habe. Im ersten Falle wäre die Einheit eine Einheit ohne Absicht, der Ziele, der Pläne und der Lehre; im zweiten Falle wäre außer dieser moralischen Einheit auch eine solche des Wesens und der Natur zu verstehen, und dann müßte Christus wirklich Gott sein. Obige Stelle allein entscheidet diese Frage nicht. Dagegen geht ihr Sinn klar und deutlich aus dem Kontext, also aus dem Zusammenhang hervor. Die Juden hatten nämlich bei ihrer materiellen Einstellung aus obigen Worten Christi zu hören geglaubt, daß er sich physisch als eins mit Gott bezeichne, was in ihren Augen eine Gotteslästerung gewesen wäre. Und so lautet denn der folgende Schrifttext:

„Da hoben die Juden Steine auf, um ihn wegen dieser Gotteslästerung zu steinigen. Doch Jesus kam ihnen zuvor und fragte sie: ‚Wegen welchen guten Werkes wollt Ihr mich steinigen?' Jene aber erwiderten: ‚Nicht wegen eines guten Werkes wollen wir Dich steinigen, sondern wegen der Gotteslästerung, weil Du, obgleich Du nur ein Mensch bist, Dich für Gott ausgibst.' Jesus antwortete ihnen: ‚Steht nicht in Eurer Schrift geschrieben: Ich habe gesagt: Götter seid Ihr!? — Wenn nun Gott jene Götter genannt hat, an die das Wort Gottes erging, und wenn die Schrift in Erfüllung gehen muß, könnt Ihr dann dem, den der Vater geweiht und in die Welt gesandt hat, sagen: Du lästerst Gott, weil ich gesagt habe: Ich bin Gottes Sohn?'"

Christus leugnet somit klipp und klar eine Gotteslästerung im Sinne der Juden begangen zu haben, in anderen Worten, er hat sich nicht als Gott bezeichnet. Das hätten die Juden auch daran erkennen sollen, daß sogar die Schrift Menschen als „Götter" bezeichnet, obwohl sie es natürlich nicht in Wirklichkeit sondern nur im übertragenen Sinne sind. Also dürfen auch Christi Worte nicht materiell-physisch, sondern geistig-moralisch verstanden werden. Und schließlich gibt Christus hier klar und deutlich den Grund seiner Einheit mit Gott an, indem er sagt, daß er sich als Gottes Sohn betrachte, weil er vom Vater eine Weihe und Sendung erhalten habe, und nicht etwa weil er sich als gottgleich betrachte. Wie man sieht, fühlt Christus sich ganz von seiner göttlichen Sendung durch-

drungen. Er weiß, daß der Vater ihn gesandt hat, daß seine Worte und Werke von Gott stammen und daher göttlich sind. Und aus diesem inneren Bewußtsein heraus betont er seine absolute Einheit mit Gott, die ihn soweit erfüllt, daß er sich schlechthin als Sohn Gottes bezeichnet. Daß aber gerade deshalb seine Worte in geistig moralischem Sinne zu verstehen sind, liegt auf der Hand.

Das gleiche gilt von dem Text:

„Wer mich sieht, sieht auch den Vater." (Joh. 14, 9.)

Auch diesen Text kann man nicht losgerissen, sondern nur in seinem Zusammenhang verstehen. Man lese nur die ganze Stelle:

„Da spricht Philipp zu ihm: ‚Herr zeige uns den Vater und es genügt uns!' Jesus entgegnete ihm: ‚So lange Zeit weile ich unter Euch, Philippus, und Du kennst mich noch immer nicht? Wer mich sieht, sieht auch den Vater. Wie kannst Du also sagen: Zeige uns den Vater!? Glaubst Du nicht, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir? Die Worte, die ich zu Euch spreche, spreche ich nicht aus mir selbst. Und der Vater, der in mir wohnt, er verrichtet die Werke.'"

Wie man sieht, läuft diese von Jesus bezeichnete Einheit wiederum darauf hinaus, daß seine Worte und Werke vom Vater stammen, der als Gott in ihm wohnt und mit dem er sich so innig verbunden glaubt, daß er in Gott zu wohnen vermeint. Daß dies im moralischen und nicht im physischen Sinne zu verstehen ist, liegt doch wohl auf der Hand. Sagt doch auch Christus von denen, die sein Fleisch und Blut genießen, das gleiche:

„Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der wohnt in mir und ich in ihm." (Joh. 6, 56.)

Zweifelsohne wird aber der Mensch durch den Genuß von Leib und Blut Christi nicht selber Gott, wofern Christus Gott wäre, noch würde er dadurch physisch ein Christus werden, wenn dieser ein anderes Wesen als Gott wäre. Darum fügt Christus auch hinzu:

„Die Worte, die ich zu Euch geredet, sind Geist und Leben." (Joh. 6, 63.)

Das will sagen, daß man sie nicht im materiellen, physischen, sondern im geistigen, moralischen Sinne zu verstehen habe.

Gegenüber obigen Aussprüchen nun, die, wie man sieht, ganz zu Unrecht von einer physischen Einheit Christi mit Gott und daher von einer Gottgleichheit Christi verstanden sind, gibt es eine Reihe von Worten Christi und der Schrift, in denen klar und deutlich gesagt wird, daß Christus nicht Gott ist, daß vielmehr Gott ebenso über Christus steht, wie über jedes andere menschliche Wesen. Eigentlich geht das ja schon aus all jenen Worten hervor, die wir oben zitiert haben, und in denen Christus betont, daß Gott ihn gesandt habe, und daß seine Werke nicht von ihm, sondern von seinem Vater stammen. Indes sind folgende Texte noch ausschlaggebender. So wenn Christus sagt:

„Der Vater ist größer als ich." (Joh. 14, 28.)

Das eine Wort genügt, um all jene Lufttheorien von der Gottheit Christi über den Haufen zu stürzen. Wäre nämlich Christus Gott, so könnte der Vater nicht größer sein als er. Oder man nehme das andere Wort Christi:

„Ich werde hinaufsteigen zu meinem Vater und zu Eurem Vater zu meinem Gott und zu Eurem Gott." (Joh. 20, 17.)

Also gibt es für Christus genau so einen Gott wie für seine Jünger. Das heißt, daß Christus über sich einen Gott anerkennt.

Und dieser Gott ist mächtiger als er. Darum sagt Christus zu der Mutter der beiden Söhne des Zebedäus:

„Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu gewähren ist nicht meine Sache; sondern mein Vater bestimmt, wem es gebührt." (Matth. 20, 23.)

Und weiter:

„Ich bin nicht gekommen, meinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat." (Joh. 5, 30; 6, 38.)

Ja, er erklärt gerade heraus:

„Aus mir selbst kann ich nichts tun." (Joh. 5, 30.)

Außer dieser Begrenzung der Macht Christi gibt es auch eine Begrenzung des Wissens Christi. So betont Christus, daß er weder den Tag noch die Stunde seiner Wiederkunft weiß. Er selbst kann nur sagen, daß sie noch in dieser Generation stattfindet, während viele seiner Jünger noch leben, die also den Tod nicht schauen werden, daß aber Gott sich vorbehalten hat, den Tag und die Stunde zu bestimmen. Das ist der Sinn folgender Stellen:

„Über jenen Tag und jene Stunde weiß niemand, nicht einmal die Engel im Himmel, auch nicht der Sohn." (Matth. 24, 36; Mark. 13, 32.) „Es kommt Euch nicht zu, die Zeitpunkte zu wissen, die der Vater in seiner Macht vorher bestimmt hat." (Apgesch. 1, 7.)

Die völlige Unterordnung Christi unter Gott wird indes von Paulus betont, der mit Bezug auf das baldige Weltende folgendes sagt:

„Dann kommt das Ende, wo er" (Christus) „das Reich Gott und dem Vater übergibt, nachdem er jede andere Herrschaft, Macht und Gewalt vernichtet hat. Er muß nämlich solange als König herrschen, ‚bis sich alle Feinde unterworfen haben'."

Als letzter Feind aber wird der Tod vernichtet. Denn

„Alles hat er seinen Füßen unterworfen."

(Wenn es aber heißt, daß ihm ‚Alles unterworfen ist', so gilt das natürlich nicht von dem, der ihm alles unterworfen hat [= Gott].)

Nachdem ihm aber alles unterworfen ist, wird auch er selbst, der Sohn, sich dem unterwerfen, der alles ihm unterworfen hat, auf daß Gott allein alles in allem sei." (1. Kor. 15, 24—28.)

Gegenüber diesen, so überaus klaren Schriftworten, wenden nun die Theologen ein, daß sie nur vom irdischen Christus, seinem menschlichen Wesen, Wissen und Können zu verstehen seien. Mit andern Worten, sie behaupten, daß nur der Mensch Christus ein begrenztes Wissen und Können gehabt habe und daß er als Mensch Gott unterworfen sei, daß aber sein vor- und überweltliches Wesen, das er besessen habe, göttlich sei.

Wir müssen diese theologische Auffassung aus verschiedenen Gründen ablehnen.

Denn erstens hatte Christus, auch nach katholischem Dogma, nur eine Person — selbst unter der Voraussetzung, daß er zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, besessen hätte. Daher gilt alles, was Christus von sich sagt, von seiner Person. Wenn er dieser Person also Unvollkommenheit beilegt und sie als Gott untergeordnet bezeichnet, so beweist das eben nur, daß diese Person Christi nicht göttlich war, wie das Dogma behauptet, sondern menschlich.

Zweitens: Die Theologen behaupten, daß Christus natürlicher Sohn Gottes gewesen sei. Nun hat aber Christus, wie aus obigen Zitaten klar hervorgeht, gerade als Sohn Gottes seine Unterwürfigkeit unter den Vater bekannt; und Paulus betont, daß am Ende der Tage auch der „Sohn" seine Herrschaft Gott wieder übergeben werde — dieselbe Herrschaft natürlich, von der Paulus behauptet, daß sie weiter über alles erhaben sei, was im Himmel und auf Erden genannt werden könne. Aus diesem Grunde ist eine natürliche Sohnschaft Gottes, die ihn Gott gleichstellen würde, völlig ausgeschlossen.

Drittens: Die Apostel hätten eine derartige Zweideutigkeit der Sprache Christi nicht nur nicht verstanden, sondern hätten an ihrem Meister irre werden müssen. Wenn sie nämlich einmal aus seinen Worten vernahmen, er sei Gott gleich, und bald darauf wieder

das Gegenteil, so hätten sie ganz zweifelsohne zum mindesten eine kategorische Erklärung von Christus verlangt.

Viertens: Nicht einmal seine ärgsten Feinde hatten aus seinen Worten gehört, daß er sich Gott gleich gemacht habe. Juden und Hohepriester werfen ihm nur vor, daß er sich zum „Sohne Gottes" gemacht habe — ein überaus dehnbarer Begriff, der namentlich in damaliger Zeit nur als Weihetitel aufgefaßt wurde. Das allein schon genügte, Christus zum Tode zu verurteilen. Hätte sich Christus als gottgleich bezeichnet, so würden ihn sogar seine Jünger verlassen haben.

Fünftens: Während die Synoptiker, also die ersten drei Evangelisten, den Gedanken an eine Gottgleichheit nicht aufkommen lassen, ist es eigentlich nur Johannes, der die Vergöttlichung Christi durch gewisse Aussprüche nahe zu legen scheint. Damit setzt sich das vierte Evangelium zunächst in Widerspruch zu den Synoptikern. Außerdem ist das ganze vierte Evangelium von der damaligen Logosidee inspiriert, und in dieser Beziehung so stark tendenziös geschrieben, daß wir dem Urheber dieses Evangeliums, aus diesen und aus vielen andern Gründen, wie wir noch sehen werden, schwerlich trauen dürfen. Endlich schlägt sich das vierte Evangelium selbst, indem es ebensooft die Unterredung Christi unter Gott betont, als es ihm über- und vorweltliche Eigenschaften beimißt; wobei noch zu beachten ist, daß im Sinne der damaligen Logoslehre selbst diese keinerlei Gottgleichheit in sich schlossen. Auch das werde ich noch zeigen.

Sechstens: Angenommen auch, es gäbe einige Aussprüche, die in unserer Denkweise eine wirkliche Göttlichkeit einschließen, so doch nicht nach der Denkweise der damaligen Zeit — und selbst wenn, so zeigen jene andern Aussprüche, die das Gegenteil besagen, daß es den Aposteln an logischem Denken gefehlt hat, und daß sie hierin noch ganz Kinder ihrer Zeit waren.

Siebtens: An keiner einzigen Stelle der Schrift wird schlicht und klar gesagt, daß Christus wirklich gottgleich gewesen sei. Vielmehr werden nur Redewendungen gebraucht, aus denen dann noch erst bewiesen oder gefolgert werden soll, daß Christus die Gottgleichheit besessen habe. Nun aber haben diese Redewendungen, wenn sie im Sinne der damaligen Zeit verstanden werden, einen völlig andern Sinn, der mit einer Gottgleichheit in unserm Sinne nichts zu tun hat. Und schließlich steht seinen Redewendungen eine vielfache Zahl solcher gegenüber, die an eine Gottgleichheit Christi gar nicht denken lassen. Wer wollte aber bei dieser Sachlage noch an Christi Gottheit glauben können? Nicht einmal seine Zeitgenossen haben ihm diesen Glauben entgegengebracht.

Obendrein aber verlangen, daß man aus Andeutungen, wegen der Denkweise der damaligen Zeit uns dunkel erscheinenden Sätzen, die noch dazu nur vereinzelt vorkommen, und in offensichtlichem Denkwiderspruch mit vielen andern stehen — ich sage, daß man aus einem solchen Gemisch sich zum Glauben an Christi Gottheit aufschwingen soll, das ist doch wahrlich zuviel verlangt.

Im dritten Teil dieser Einzeldarstellung wollen wir uns nun mit jenen Schriftworten befassen, die sich auf das vorweltliche und überweltliche Leben Christi beziehen.

Dabei ist es unumgänglich notwendig, die philosophische Weltanschauung der damaligen Zeit zu berücksichtigen, zumal diese Weltanschauung, wie wir sehen werden, aufs innigste mit der Schrift des Neuen Testamentes verwachsen ist und uns die Schlüssel zum Verständnis der Aussprüche der Bibel gibt.

Nach damaliger Anschauung gab es nämlich nur einen einzigen reinen Geist Gott. Dieser Gott war als reiner Geist so erhaben über alle materiellen Dinge, daß er selbst mit der materiellen Welt in keine Beziehung treten, ja sie nicht einmal erschaffen konnte. Vielmehr schuf er andere Geister (Engel, Aeonen), denen er die Erschaffung der Welt auftrug. Zur Zeit Christi glaubte man, daß Gott einen besonderen Geist, Logos genannt, erschaffen habe, der noch höher als die Engel stand und der dann die Welt erschuf. Obgleich man nun diesem Logos eine gewisse Göttlichkeit zuerkannte, blieb er dennoch ein wirkliches Geschöpf Gottes. Man bezeichnet ihn als Sohn Gottes, der, eben als Sohn, seinem Vater untertänig sein sollte. Er wurde auch als Erbe Gottes betrachtet, weil Gott ihm alles übertragen hatte, ja man glaubte ihn als Abbild Gottes bezeichnen zu müssen wegen der gottähnlichen Schönheit, die er nach jener Anschauung besaß.

Indes, was man auch von ihm sagen mochte, die Unterordnung jenes Wesens unter Gott blieb bestehen, da ja der Logos ein Geschöpf Gottes — wenn auch das vollkommenste — war und blieb. Und alles, was er besaß, hatte er ja vom Vater erhalten. Dieser hatte es ihm gegeben. Er besaß es nicht aus sich.

Diese neuplatonisch-gnostische Auffassung beherrschte durch ein halbes Jahrtausend so sehr die ganze Welt (und zwar gerade zur Zeit Christi), daß beinahe jedes Volk sich einen Logos schuf, dem es die Ehre jenes gottgleichen Wesens zuerkannte. Mithras hieß der Logos in Persien, Attis in den Phrygischen Bergen Kleinasiens, Osiris in Ägypten und in gleicher Weise galten viele andere als jenes Wesen.

Heute hat man längst auf diese Anschauung verzichtet, und es fällt uns daher schwer, die Selbstverständlichkeit zu erfassen, mit der die Völker damals von diesen Dingen dachten und sprachen.

In der Schrift des Neuen Testamentes nun wird die Ehre des Logos für Christus beansprucht, und zwar ganz besonders von Johannes und Paulus. All ihre Worte sind daher von jenem überweltlichen Wesen zu verstehen, das bei aller Vollkommenheit, ja, Göttlichkeit doch blieb, was es war: ein Geschöpf Gottes, dem alles, was es an Macht, Weisheit und Schönheit besaß, schließlich doch nur vom Vater gegeben worden war.

Als nun die römischen Theologen im vierten Jahrhundert nach Christus, wo jene Lehre bereits in Vergessenheit geriet, daran gingen, aus dem Logos des Evangeliums ein Wesen zu konstruieren, das ebenso Gott sei wie Gott selbst, da widersetzte sich mit Recht Arius, und mehr als die Hälfte aller katholischen Bischöfe trat auf seine Seite. Sie fühlten alle instinktiv, daß die aus jener Philosophie erwachsene Überzeugung durch eine derartige Gottgleichmachung eine vollkommene Veränderung erfahre. Der Geisteskampf artete in eine blutige Verfolgung aus, in der Rom mit seinem Christus-Gott nach mehr als einem hundert Jahre langem Ringen schließlich den Sieg davon trug. Dann folgte ein weiteres Jahrhundert blutigen Ringens um die Gottheit des Heiligen Geistes.

So also ist aus dem „Adoptiv-Sohn" Christus, den Arius verkündete, ein „natürlicher Sohn Gottes" geworden, den heute das römische Dogma verkündet.

Daß aber tatsächlich die Schrift an einen göttlichen Logos im Sinne der alten Philosophie gedacht hatte, der unter allen Umständen ein Geschöpf Gottes war und blieb, also absolut nicht ebenso Gott war wie der Vater, das mag der Leser aus folgenden Schriftzitaten ersehen, wobei ich nochmals bemerken möchte, daß, wenn in der einen oder andern Stelle Christus sogar als Gott bezeichnet wird, dies den Leser nicht überraschen darf, da z. B. in Psalmen David oder Salomon ebenfalls als „Gott" bezeichnet werden, ein

Titel, der vielfach Königen zuerkannt wurde. Solche Stellen wurden dann auch auf Christus angewandt, wie z. B. in dem Text, den ich an erster Stelle zitiere. Auch das Johannesevangelium nennt im Eingang des Logos schlechthin „Gott"; aber immer im Sinne der alten Philosophie, die sich jene Zeit mit ihrem beschränkten Wissen von den Dingen gebildet hatte, und deren Anschauung zweifelsohne nicht der Wahrheit und Wirklichkeit entsprach, sondern ein Gemisch von phantasievollen Widersprüchen bildete. In diesem Geiste lese man die hier folgenden Texte und man wird erkennen, daß meine Ausführungen zu Recht bestehen:

Hebr. 1, 1—2, 10: „Nachdem Gott früher häufig und auf vielerlei Art und Weise zu den Vätern durch die Propheten gesprochen, hat er zu uns in den jüngsten Tagen durch seinen Sohn geredet, den er zum Erben aller Dinge eingesetzt. Durch ihn erschuf er auch die Welt. Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Abbild seines Wesens, und er erhält mit seiner Allmacht das Weltall. Er hat auch — nachdem er das Sühneopfer für die Sünden vollbracht hatte — zur Rechten der göttlichen Majestät in der Höhe seinen Sitz genommen und überragt so viel die Engel an Macht, als der Name, den er geerbt hat, sie übertrifft. Denn zu welchen Engeln hat Gott je gesagt:

‚Du bist mein Sohn, heute habe ich Dich gezeugt!?'

und ferner:

‚Ich werde ihm Vater sein, er aber wird mein Sohn sein!?'

Darum spricht er auch bei der Einführung seines Erstgeborenen auf die Erde:

‚Alle Engel sollen vor ihm niederfallen!'

Zwar sagt er von den Engeln:

‚Er machte seine Engel zu Winden — Und seine Diener zu loderndem Feuer!'

(Vom Sohne aber sagt er:

‚Dein Thron, o Gott, wird stehen für alle Ewigkeit. Ein Szepter der Gerechtigkeit ist das Szepter Deiner Herrschaft!'

‚Weil Du das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt, deswegen hat Dich, o Gott, Dein Gott gesalbt. Mit Freudenöl über Deinen Gefährten!'

Und:

‚Du, o Herr, hast im Anfange die Erde gegründet. Und das Werk Deiner Hände ist im Himmel. Sie werden vergehen, Du aber bleibst. Insgesamt werden sie veralten wie ein Kleid.

Und wie ein Gewand wirst Du sie wechseln, wie ein Kleid. Und sie werden verwandelt werden. Du aber bleibst ewig derselbe, und Deine Jahre nehmen kein Ende!') [1])

Aber zu welchem Engel hätte er je gesagt:

‚Setze Dich zu meiner Rechten, bis ich Deine Feinde zum Schemel Deiner Füße lege!'?!

Sind nicht vielmehr alle Engel nur dienende Geister, zum Dienste für jene bestellt, die das Heil erwerben sollen?"

(Daher müssen wir um so mehr an unserer Lehre festhalten, damit wir nicht zugrunde gehen. Denn wenn schon jene Lehre, die durch die Engel verkündet ward, fest bestand, und jede Übertretung und jeder Ungehorsam eine gebührende Vergeltung empfing, wie sollten wir dann ungestraft davonkommen, wenn wir uns um eine so große Heilslehre nicht kümmerten, die zuerst vom Herrn selbst verkündet ward, dann von denen, die sie von ihm vernahmen, uns bestätigt ward, wobei Gott sie mitbeglaubigt hat, und zwar durch Zeichen, Wunder und sonstige Machterweise, sowie die Sendungen des Heiligen Geistes, die nach seinem Wohlgefallen geschahen.)

„Hat doch Gott nicht umgekehrt den Engeln die Welt, die da kommen sollte, und von der wir reden, dienstbar gemacht. Vielmehr hat jemand schon irgendwo folgendes bezeugt:

---

[1]) Die Anrede „o Gott" bezieht sich zunächst auf David. Die Anrede „o Herr" auf Gott. Beide Anreden aber werden hier in übertragenem Sinne auf Christus angewandt. Da nämlich die Schrift von Gott geschrieben ward und dieser hier jemand anders als „Gott" bzw. als „Herr" anredet, so kann nach der rabbinischen Denkweise des Briefschreibers hiermit nur Christus gemeint sein. Ähnlich wird auch weiter unten das Wort „Mensch" und „Menschensohn" auf Christus bezogen. Man sieht, wie federleicht diese jüdische „Logik" ist.

In dem hier angeführten ersten Psalmentext haben wir ein Beispiel dafür, wie den jüdischen Königen der Titel „Gott" beigelegt wurde, und zwar von der Schrift selber. Im übertragenen Sinne wendet nun der Hebräerbrief diese Stelle auf Christus an. In dem zweiten Psalmentext bezieht er den Titel „Herr" auf Christus, weil ja auch Christus selber sich als „Herr" bezeichnet.

'Wie groß ist doch der Mensch, daß Du sein gedenkest,
Und der Menschensohn, daß Du auf ihn schaust!
Nachdem Du ihn nur für kurze Zeit unter die Engel erniedrigt,
Hast Du ihn mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt
Und alles seinen Füßen unterworfen!'"

Dadurch aber, daß er ihm alles unterwarf, hat er nichts übriggelassen, was ihm nicht unterworfen wäre. Freilich sehen wir augenblicklich noch nicht, daß ihm schon alles unterworfen wäre, aber wir sehen wenigstens, daß Jesus, der nur „für kurze Zeit" unter die Engel erniedrigt ward, damit er nach Gottes Gnade für alle den Tod erlitt, mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt ward, und das wegen des Todes, den er erduldet hat. Es geziemte sich nämlich für den, um dessentwillen das Weltall ward, und durch den es ward, aus dem Grunde durch Leiden zur Vollendung zu gelangen, weil er viele Abrahamskinder zur Herrlichkeit führen und der Urheber ihres Heils sein wollte.

Kol. 1, 12—20: „Und danket voll Freude dem Vater dafür, daß er Euch befähigte, an der Erbschaft der Heiligen im Reiche des Lichtes teilzunehmen.

Er hat uns aus der Gewalt der Finsternis errettet und uns in das Reich seines geliebten Sohnes hineinversetzt, durch den wir die Erlösung, nämlich die Verzeihung der Sünden, besitzen.

Er ist

1. der sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Vaters,
2. der Erstgeborene vor der ganzen Schöpfung.

Zu 2. In ihm nämlich wurden alle Dinge, sichtbare wie unsichtbare, im Himmel und auf Erden erschaffen: Throne, Herrschaften, Fürstentümer, Gewalten, alles ist durch ihn und für ihn geschaffen worden. Auch ist er selbst früher als alles andere, und alles hat nur in ihm seinen Bestand, und er ist auch das Haupt eines Leibes, nämlich der Kirche. Er ist der allererste, der von den Toten auferstanden ist, damit unter allen er der erste sei.

Zu 1. Denn dieser beschloß, die gesamte Heilsvollendung in ihm wohnen zu lassen und durch ihn alle Dinge wieder mit sich selbst vollkommen zu versöhnen, indem er durch ihn, d. i. durch seinen Tod am Kreuze, das, was auf Erden wie das, was im Himmel ist, in Frieden miteinander versöhnte."

Eph. 1, 15—23: „Nachdem ich von Eurem Glauben an den Herrn Jesus und von Eurer Liebe zu allen Geheiligten gehört habe, lasse ich nicht nach, für Euch Dank zu sagen. Auch gedenke ich Eurer in meinen Gebeten, auf daß der Gott unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Herrlichkeit, Euch einen weisen und einsichtigen Geist verleihe, damit Ihr ihn erkennet, und er Euch erleuchtete Augen gebe, auf daß es Euch zum Bewußtsein komme, zu welcher Hoffnung Ihr berufen seid, wie reich die Herrlichkeit ist, die seine Heiligen erben werden, und wie überaus groß seine Macht ist, die er an uns Gläubigen offenbaren wird, und zwar durch jenes Zeichen einer gewaltigen Kraft, das er an Christus gewirkt hat, als er ihn von den Toten erweckte, ihn im Himmel 'zu seiner Rechten setzte',
(hoch über alle Fürsten, Mächte, Gewalten, Herrschaften und jegliches andere Wesen, das er nicht nur in dieser, sondern auch in der andern Welt gibt),
'alles unter seine Füße ordnete' und ihn zum alles überragenden Haupte seiner Kirche machte, die sein Leib ist, erfüllt von ihm, der alles in allem erfüllt."

Kol. 2, 18—19: „Niemand möge Euch um die Siegespalme bringen, der sich in demütiger Engelverehrung gefällt, sich mit Visionen brüstet, grundlos in seiner Eitelkeit aufgeblasen ist und nicht am Haupte festhält, von dem aus der ganze Leib, durch Gelenke und Sehnen verbunden und gehalten, ein durch Gott bewirktes Wachstum besitzt."

Es sei hier auch der Teil des Philipperbriefes wiedergegeben, der darauf Bezug hat, aber zum Teil völlig unverständlich ist. Die verständlichen Verse lauten:

Phil. 2, 7—11: „Trotzdem aber erniedrigte er sich selbst, denn er nahm unsere Knechtsgestalt an, und wurde den Menschen gleich. Ja, dem Äußeren nach als Mensch befunden, verdemütigte er sich, indem er gehorsam ward bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum hat Gott ihm auch seinen Namen gegeben, der über jeden andern Namen erhaben ist, auf daß im Namen Jesu sich beugen die Knie aller derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind, und jede Zunge zur Ehre des Vaters bekenne, daß Jesus Christus der Herr ist."

Und nun der Eingang des Johannesevangeliums!

Bréhier hat in seinem Werke: „Les Idées philosophiques et religieuses de Philon d'Alexandrie" einen Vergleich zwischen dem Johannesevangelium und den Ideen des

gewiß nicht christlichen Philosophen Philon von Alexandrien gezogen, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß der Logos des Philon genau die gleichen Eigenschaften besitzt, wie jener des Johannesevangeliums. Nach Philon ist der Logos „Das Ebenbild des Vaters" (De Mundi Opif. c. 8, Mang. I, 6; de Confus. Ling. c. 20, Mang. I, 419; de Profugis c. 19, c. 5, Mang. II, 225), „der älteste Sohn" während die Welt „der jüngste Erstgeborene" ist (de Confus. Ling. c. 14, Mang. I, 414; c. 28, c. 37, Mang. 653). „Durch ihn erschuf Gott die Welt" (Leg. Allegor. c. 31, Mang. I, 106; de Migrat Abr. c. 1, Mang. I, 437; de Cherub c. 35, Mang. I, 162). An letzterer Stelle sagt Philon, daß Gott die Ursache ist, **von** welcher; die Materie ist jene **aus** welcher; der Logos jene **mittels** welcher, und die göttliche Güte jene **um deretwillen** die Welt erschaffen ward. Der Logos ist „ewig" (de Plantat c. 5, Mang. I, 332), „Erzengel, Vermittler, Fürsprecher" (Quis rerum Div. Her. c. 42, Mang. I, 502), „Bote Gottes" (Leg. Alleg. c. 73, Mang. I, 128), der „Höchste Priester des Universums" (de Somniis c. 37, Mang. I, 653) „frei von Sünden" (de Prof. c. 20, Mang. I, 56), „Stellvertreter Gottes" (de Agricul c. 12, Mang. I, 308; de Somniis c. 41, Mang. I, 656) und selbst „Gott" aber in untergeordnetem Sinne (Leg. Allegor c. 73, Mang. I, 128; de Somniis c. 39, Mang. I, 655). Der bekannte Kirchenschriftsteller und Bischof Eusebius stellt fest (Praeparat Evang. VII, 13, Mang. I, 625), daß Philon den Logos als „den zweiten Gott" bezeichnete. Immer nennt er ihn „der göttliche Logos!"

Aus all diesen Erwägungen heraus betonen sowohl Ricci als Bréhier, daß der Anfang des Johannesevangeliums dem Sinne nach richtig übersetzt lauten muß:

„Im Anfange war das Wort, und das Wort war nahe" (in seiner Größe) „bei Gott, ja ein Gott war das Wort."

Mit dieser Übersetzung, der einzig möglichen und einzig richtigen, deckt sich das Johannesevangelium mit Philon und geht absolut nicht über ihn hinaus. Christus, auch als Gott, bleibt untergeordnet dem Vater. Wie Philon eine solche Stellung Christi philosophisch begründen will, ist seine Sache. Uns interessiert nur, daß die damalige Welt an Gott unterstellte und doch göttliche Logos glaubte, und aus diesem Glauben heraus lassen sich alle Schrifttexte des Neuen Testamentes über die Göttlichkeit Christi zwanglos erklären, ohne daß wir annehmen müssen, Christus sei ebenso Gott wie der Vater. Diese katholische Lehre steht vielmehr in denkbar schärfstem Widerspruch mit allem, was das Neue Testament hat sagen wollen.[2])

---

[2]) Der Jude Philon wurde etwa im Jahre 20 vor Christus geboren. Er wirkte sein ganzes Leben an der Hochschule in Alexandrien, Ägypten, wo er seine gesamten philosophischen Werke schrieb, also auch die oben zitierten, und zwar noch bevor Christus, gemäß der Bibel, sein öffentliches Auftreten begann. — Somit war die ganze Logos-Lehre, wie wir sie im 4. Evangelium und in vielen Texten der Paulusbriefe antreffen, bereits schriftlich niedergelegt, bevor noch Christus sie überhaupt lehren konnte. Uns ist aber die Lehre Christi hierüber nur aus jenen beiden neutestamentlichen Schriften bekannt, von denen die erste, also das Johannes-Evangelium, selbst nach katholischen Exegeten, frühestens Ende des ersten Jahrhunderts entstanden ist. — Dies müssen die katholischen Exegeten so lehren, weil sie der Modernisten-Eid dazu verpflichtet und weil, gemäß dem Dogma, das 4. Evangelium vom Apostel Johannes abstammt. Die dogmenfreie Wissenschaft hat inzwischen längst bewiesen (siehe: Das große Entsetzen!), daß das Johannes-Evangelium einen viel späteren Ursprung hat. Aber sei dem, wie auch immer, die Logos-Lehre des 4. Evangeliums wurde weit über 50 Jahre später niedergeschrieben als die Lehre Philons, und daraus ergibt sich, daß letztere von einem Kenner Philons auf Christus angewandt worden ist. Damit fällt aber nicht nur ihr übernatürlicher Wahrheit- und Offenbarunggehalt, sondern es ist damit auch erwiesen, daß wir es im 4. Evangelium mit einer Andichtung größten Stiles zu tun haben.

Was aber die Paulus-Briefe betrifft, so verweise ich auf meine mit bischöflicher Genehmigung erschienene Übersetzung dieser Briefe, die z. Zt. noch im Christkönigs-Verlag, Meitingen bei Augs-

Dazu kommt noch folgendes: Im 1. Johannesbriefe (5, 7—8) findet sich die Stelle:
„Drei sind die Zeugnis geben im Himmel: Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, und diese drei sind eins. Und drei sind die Zeugnis geben auf Erden: Der Geist, das Wasser und das Blut, und diese drei sind eins."

Es ist nun ganz einwandfrei nachgewiesen worden, daß dieser Text eine aus dem vierten Jahrhundert stammende Fälschung ist. Diese Tatsache wird auch nicht dadurch aus der Welt geschafft, daß der Papst Leo XIII. im Jahre 1896 verordnete, den Text in den Schriftausgaben trotzdem stehen zu lassen. Für mich aber ist es keine Frage, daß es in der Schrift eine ganze Reihe solcher, später eingeschobener Texte gibt, und zwar gerade in bezug auf die Gottheit Christi. Der Umstand, daß es bis jetzt noch nicht möglich war, derartige Fälschungen festzustellen, ist nur ein Beweis mehr dafür, daß die wissenschaftliche Erforschung der Schrift endlich einmal der Fachwissenschaft anvertraut werden sollte.

Überblicken wir das Ganze noch einmal, so können wir feststellen, daß die Schrift auf der einen Seite Christo derartige Unvollkommenheiten beilegt, daß von einer Gottheit Christi überhaupt keine Rede sein kann. Die Aussprüche Jesu selber bestätigen dies und, wo sie sich auf seine Beziehung zu Gott beziehen, beruft sich Christus dafür nur auf seine göttliche Sendung als den Grund seiner Gottessohnschaft.

Sofern endlich Paulus und Johannes von einem überweltlichen und vorweltlichen Wesen in Christos sprechen, wird man die Logoslehre der damaligen Zeit zu Hilfe nehmen müssen, die zwar einen göttlichen Logos annahm, der aber als Geschöpf Gottes doch unter keinen Umständen Gott selber war.

Außerdem ist die ausgeprägt tendenziöse Färbung des Johannesevangeliums in Betracht zu ziehen, das mit seiner Logoslehre sich in stärkstem Gegensatz zu den andern drei Evangelisten, den sogenannten Synoptikern, befindet, wie noch im zweiten Teil dieses Buches ausgeführt werden wird. Schließlich muß auch die Inkonsequenz und Kritiklosigkeit des Denkens der damaligen Zeit berücksichtigt werden, die Gott und Göttliches

---

burg, zu erhalten ist. Aus dieser Übersetzung geht hervor, daß sämtliche, von einer philonischen Logos-Gottheit der Person Christi redenden Stellen, sich in Anmerkungen befinden und diese Anmerkungen sind, was ich damals noch nicht sagen durfte, ohne die Veröffentlichung meiner Paulus-Briefe unmöglich zu machen und mich als Ketzer verurteilen zu lassen, Einfügungen, die erst später in den ursprünglichen Paulus-Text hineingefügt wurden, und das mit dem klar bewußten Zweck, aus Christus einen Logos-Gott im Sinne des Juden Philon zu schaffen.

Man staune nicht darüber! Immer mehr zeigt sich heute, mit welcher Skrupellosigkeit schon in der damaligen Zeit Schriften, namentlich religiösen Charakters gefälscht wurden. Außer den sehr lesenswerten Artikeln von Walter Löhde, die in: „Abgeblitzt!" erschienen sind, verweise ich auch auf den aufschlußreichen Aufsatz von R. F. Merkel: „Kirchen- und religionsgeschichtliche Fälschungen" (Süddeutsche Monatshefte 33. Jahrgang, Heft 11, 1936). Merkel zeigt dort, daß schon damals in Alexandrien in Ägypten sich eine jüdische Fälscherzentrale befand, die sich ausschließlich damit abgab, Fälschungen irgendwelcher Art zu Gunsten des Judentums in die Welt zu setzen. — Ob nicht das Christentum auch eine dieser Fälschungen war? — Jedenfalls hat es mit seiner Lehre „Liebet Eure Feinde" den damals schon in der ganzen Welt zerstreuten Juden einen Schutz gewährleistet, den diese sonst nie erhalten hätten.

Alles in allem: die vom Neuen Testamente verkündete Gottheit Christi stammt in allen Einzelheiten, ja sogar in ihrer sprachlichen Fassung wörtlich von dem Juden Philon aus Alexandrien, über dessen Lehre sie in keiner einzigen Beziehung hinausgeht. Wie ein Christ diese Tatsache mit der Glaubenslehre vereinbaren will, daß der ganze Inhalt des Neuen Testaments, also auch das 4. Evangelium und seine Logos-Lehre von Gott geoffenbart sei, ist mir ein Rätsel, über das ich von Tag zu Tag mehr erstaune. — Daß man es aber wagt, eine solche Lehre noch als Glaubenswahrheit hinzustellen, nachdem ihr wirklicher Ursprung wissenschaftlich einwandfrei festgestellt ist, dürfte nicht gerade der Wahrheitliebe zuzuschreiben sein. Hoffen war, daß mit der politischen und wirtschaftlichen Verjudung, bald auch die geistige, insbesondere die religiöse, aus unserm Deutschen Volke verbannt wird!

mit Mensch und Menschlichem zu vermischen gewohnt war. Wenn trotz all dieser Vergöttlichung in der Schrift stets die völlige Unterwürfigkeit und Unterordnung der Person Christi in bezug auf Gott hervorgekehrt wird und Christus selbst bei jeder sich bietenden Gelegenheit bekennt, daß der „Vater" größer ist als er, so ist das ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die Bibel, im Sinne ihrer Zeit verstanden, nun und nimmer an eine Gottgleichheit Christi gedacht hat.

14. Einzeldarstellung

Die verfehlte Prophezeiung Christi von seiner nahen Wiederkunft beweist, daß er nicht Gott war

Was helfen alle Worte, was helfen alle Wunderberichte, wenn die Tatsachen ihnen widersprechen.

Wir können die Wunder Christi, die die Evangelien ihm zuschreiben, heute nicht auf ihre Echtheit kontrollieren, so sehr wir es möchten. Es gibt aber eine Tatsache, die wir sehr wohl kontrollieren können, und das ist die Prophezeiung Christi von seiner baldigen Wiederkunft.

Auf Grund dieser Prophezeiung brauchen wir Christi Worte nicht auf die Goldwaage zu legen, um zu prüfen, ob er sich als wirklichen, natürlichen und wesensgleichen Sohn Gottes hat ausgeben wollen, der ebenso Gott sei wie Gott selber; denn nun haben wir eine Tatsache, die uns in der einwandfreiesten Weise bezeugt, daß Christus sich mit seiner immer und immer wiederholten Prophezeiung vom nahen Weltende so gründlich — gelinde gesagt — geirrt hat, daß jedweder Anspruch auf Gottgleichheit oder Gottähnlichkeit zu einem wahren Hohn und Spott wird.

Je öfter ich heute das Neue Testament zur Hand nehme, um so mehr erkenne ich, daß das gesamte Lehrgebäude Christi sich auf diese seine Prophezeiung vom nahen Weltende gründet und daß hier die verborgene Triebkraft zu suchen und zu finden ist, wenn man sich erstaunt fragt, wieso die Lehre Christi eine so über Erwarten rasche Verbreitung fand.

Ich habe in meiner früheren Schrift Christo nur einen Irrtum, nicht einen bewußten, religiösen Betrug unterschoben, und halte noch daran fest. Es ist mir aber persönlich ganz und gar unmöglich, jemand auch nur als gottgesandten Religionstifter anzuerkennen, der seine ganze Lehre auf eine Verheißung stützte, von der sich nachträglich erwiesen hat, daß sie sein größter Irrtum war.

Was die Millionen erster Christen, die damals im Glauben an Jesu baldige Wiederkunft und ihre eigene, damit verbundene Auferstehung Gut und Blut unter den grausamsten Qualen gelassen haben, was diese Millionen, wiederhole ich, heute zu der Nichterfüllung jener Verheißung sagen würden, entzieht sich meiner Kenntnis; ich selbst würde in gleicher Lage nur tiefste Entrüstung über eine derartige Handlungweise empfinden können.

Man komme da nicht mit der Ausrede, daß die Märtyrer gleich nach ihrem Tode in den Himmel eingegangen wären und so den Lohn für ihre Leiden sogleich erhalten hätten. Das wäre erstens kein Entschuldigunggrund für eine falsche Prophezeiung, und zweitens war es auch nicht die Anschauung der damaligen Zeit. Vielmehr glaubten die ersten Christen, daß auch die Toten bis zur Wiederkunft Christi zu warten hätten und beim letzten Posaunenschall erst wiedererweckt werden müßten, um so mit Christus nach dem

Weltgericht in das Reich einzugehen. Das geht aus allen diesbezüglichen Texten, vor allem bei Paulus unwidersprechlich hervor. Und darum schreibt der Apostel im Thessalonicherbriefe: Die Christen sollten sich wegen derer, die jetzt schon, also noch vor der Wiederkunft Christi stürben, nicht beunruhigen, da diese bei Christi Ankunft wiedererweckt würden. Auch möge niemand glauben, daß die Lebenden schon vor den Toten zur Herrlichkeit gelangen, da beim jüngsten Gerichte an erster Stelle diese erweckt werden, um gemeinsam mit den Lebenden „dem Herrn entgegen auf Wolken in die Luft entrückt zu werden" (1. Thess. 4, 13—17). Diese Ermahnung wäre sinnlos, wenn man damals an die Möglichkeit eines sofortigen Eintritts in den Himmel, noch vor dem Weltende, geglaubt hätte.

Aus der gleichen Gesinnung heraus schreibt Paulus mit Bezug auf sich selbst:

„Ich beschwöre Dich bei Gott und bei Christus Jesus, der die Lebendigen und Toten einst richten wird, wenn er mit seinem Reiche erscheint . . . Ich selbst werde nämlich schon zum Opfer dargebracht. Die Zeit meiner Auflösung ist nahe. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Nunmehr harrt meiner die Krone der Gerechtigkeit, die mir an jenem Tage der Herr als gerechter Richter geben wird; aber nicht nur mir, sondern allen, die seine Wiederkunft herbeigesehnt haben." (2. Timoth. 4, 1—8.)

Die Toten mußten somit bis zum jüngsten Tage warten, der allerdings schon damals, in derselben Generation hätte kommen müssen, der aber nun schon fast 2000 Jahre vergeblich auf sich warten läßt.

Ja, meine lieben Ex-Konfratres, da kann einem der helle Schweiß vor Glaubenszweifeln aus der Stirne brechen, wenn man sieht, daß alles so ganz anders ist, als die Theologie es einem hat glauben machen.

Die Ausführungen, die ich über diesen Gegenstand in meiner früheren Schrift gemacht habe, sind nahezu erschöpfend. Für die Einzeldarstellung wären indes noch folgende Ergänzungen beherzigenswert.

Erstens: Nehme man aus der Schrift noch folgende Stellen hinzu: Matth. 28, 20 und Joh. 21, 20—23, die bei richtiger Verwertung das Bild vervollständigen helfen.

Vor allem aber sollte hier der ganze zweite Brief Petri herangezogen werden, von dem ich zu meiner größten Überraschung feststellen mußte, daß er einzig und allein dieses Thema behandelt, und zwar mit dem deutlich ausgesprochenen Zwecke, die Christen über das Ausbleiben ihres Meisters hinwegzutrösten und sie erneut seiner baldigen Ankunft zu versichern. Der Brief ist in dieser Beziehung ein wahres Meisterstück, dessen Inhalt ich hier auszugsweise wiedergebe, damit sein wirklicher Zweck klar zutage trete:

„Gott hat Euch" (Christen) „die größten und köstlichsten Verheißungen gegeben, durch die Ihr Euch der göttlichen Natur am Tage des Endgerichtes teilhaftig machen werdet." (1, 4.) „Aber man muß die Tugenden üben und die Laster vermeiden, dann wird Euch der Eingang zum ewigen Reiche offen stehen" (1, 11). „Denn wir haben Euch die machtvolle Rückkehr unseres Herrn Jesus Christus nicht zu erkennen gegeben, indem wir uns an erfundene Märchen hielten, sondern weil wir seine Majestät mit unsern eignen Augen" (auf Tabor) „sahen" (1, 16). „Aber es gibt falsche Propheten — sogar unter Euch" (2, 1), „die viele verführen. Doch sie alle wird Gott am Tage des Gerichtes strafen" (2, 9). „Es wäre besser für sie gewesen, wenn sie den Heilsweg nie erkannt hätten" (2, 21). „Ich schrieb diesen Brief, damit Ihr Euch immer der Lehre der Apostel" (hierüber) „erinnert. Wisset nämlich vor allem, daß in den letzten Tagen" (vor dem Endgericht) „Spötter auftreten werden, die ihren eigenen Gelüsten nachgehen und sagen werden: Wo bleibt denn seine verheißene Wiederkehr?" (3, 2.) „Aber vergesset nicht, daß vor dem Herrn ein Tag wie tausend Jahre sind und tausend Jahre wie ein Tag. — Der Herr verzögert nicht die Erfüllung seiner Verheißung — wiewohl das viele für Verzögerung halten —, sondern übt nur Geduld mit uns, weil er nicht will, daß jemand verloren gehe, sondern daß alle sich zur Buße bewegen lassen" (3, 8). „Aber der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht. An ihm wird der gestirnte Himmel mit großem Getöse vergehen und die Erde, mit allem was auf ihr ist, verbrannt werden"

(3, 10). „Wenn also dieses Weltall sich auflösen wird, wieviel mehr seid Ihr dann zu einem Leben in heiligen und frommen Übungen verpflichtet“ (3, 11)! „Da Ihr also, Geliebteste, so hohe Dinge erwartet, so sollt Ihr dafür Sorge tragen, daß Ihr vor ihm“ (Gott) „makellos, ohne Fehl und in Frieden“ (mit Gott) „befunden werdet. So hat auch unser geliebter Bruder Paulus, mit der Weisheit, die ihm eigen ist, in allen seinen Briefen geschrieben, in welchen er davon spricht. Einiges davon ist schwer zu verstehen, was die Ungelehrten und Schwankenden zu ihrem Verderben verdrehen, so wie sie es auch mit andern Texten der Schrift tun“ (3, 14).

Soweit der Brief, der übrigens, wie es scheint, sich stark mit meiner Person befaßt, sonst aber zum Troste für solche Leute geschrieben ward, denen der letzte Rest von Denkfähigkeit genommen werden sollte.

Wer also auf die Nichterfüllung der Verheißung Christi hinweist, zeigt damit, wie Petrus behauptet, daß er ein verkommener Mensch ist. — Was die „1000 Jahre wie ein Tag“ mit der damaligen Generation und den Jüngern, die nicht sterben würden, zu tun hat, wird mir der heilige Vater persönlich erklären müssen. Übrigens ist nach Petrus noch gar keine Verzögerung eingetreten, Gott will vielmehr den Menschen Zeit zur Buße geben. Über den mit großem Getöse zu zerstörenden Himmel und die verbrannte Erde kann man vorläufig noch ruhig zur Tagesordnung übergehen, auch wenn der Gedanke daran die Christen anspornen soll, ein heiliges Leben zu führen, da ihr bißchen Hab und Gut ja doch bald verbrannt wird (echt jüdisch!). Am besten gefällt mir der gelehrte Bruder Paulus, der eigentlich am meisten Lärm über Christi Wiederkunft geschlagen hat und dessen Worte über diesen Gegenstand, obwohl sie klar wie Wasser sind, von Petrus als dunkel und schwerverständlich bezeichnet werden, woraus sich dann erklärt, daß ungelehrte und schwankende Menschen (ob hier wohl die Theologen gemeint sind?) sie zu ihrem Verderben mißbrauchen.

Wahrhaftig, wenn das die Leute sind, denen man Glauben schenken soll, und die sich uns als Kronzeugen der Wahrheit der Wunder und der Lehren Christi vorstellen, dann hat man allen Grund, an ihrem Evangelium zu verzweifeln.

Das Gute ist nur, daß Petrus erneut die baldige Wiederkunft Christi versichert und damit zeigt, daß die Verheißung wirklich bestand und die große Erwartung aller Christen bildete. Daß diese trotz aller „Verzögerung“ immer wieder auf eine baldige Wiederkehr Christi hofften, ist schließlich ihre Schuld. Was würde aber Petrus gesagt haben, wenn er erfahren hätte, daß bis heute nicht nur tausend Jahre, nein, schon fast zweitausend Jahre verflossen sind, ohne daß sich jene Prophezeiung erfüllt hat?

Ach, ich weiß schon: „Wie haischt 2000 Jahr: 1000 Jahre — 1 Tag; 2000 Jahre — 2 Tag!“ Art läßt nicht von Art.

Zweitens: In der Einzeldarstellung sollten außerdem alle erreichbaren Texte der ersten christlichen Jahrhunderte über die Wiederkunft Christi und das kommende Reich zusammengestellt werden, damit sich zeige, wie sehr das ganze Denken und Sinnen, Sehnen, Hoffen und Erwarten der ersten Christenheit von diesem Gedanken an das nahe Weltgericht durchdrungen war. Von großer Bedeutung ist da z. B. der Text des „hl.“ Irenäus in seinem Buche adversus haeréticos. Die Kritiklosigkeit, die sich da offenbart, verrät den Geist der Christenheit, die alles, was ihr gesagt wurde, mit der größten Gedankenlosigkeit als bare Münze hinnahm.

Drittens: Um jedem Einwurf zu begegnen, müßte diese Einzeldarstellung auf ein ganz ähnliches Ereignis hinweisen, das sich in unsern Tagen ereignet hat: ich meine die Prophezeiungen der Gründer und Leiter der „Ernsten Bibelforscher“ Russel und Rutherford, die ebenfalls verschiedentlich das Weltgericht verhießen. Das Buch „Weltvernichtung

durch Bibelforscher und Juden" von A. Fetz, Deutscher Volksverlag Dr. E. Boepple, München, bietet hierin einen sehr wertvollen Stoff, indem es den Beweis erbringt, daß Prophezeiungen, die das Weltgericht aufs Jahr festlegten, und die sich natürlich nicht erfüllten, selbst in neuester Zeit möglich waren, ohne daß deshalb die „Gläubigen" den „Propheten" den Rücken gekehrt hätten. Wie vielmehr mag solches zu einer Zeit möglich gewesen sein, wo die Erkenntnis der Menschen noch in den Kinderschuhen stak.

Viertens: Sollte der ganze Widersinn hervorgekehrt werden, der darin liegt, daß man die Menschen auf ein Ereignis als bevorstehend vorbereitet, von dem sich heute feststellen läßt, daß es für die damalige Zeit noch in so endlos weiter Zukunft lag (falls es überhaupt noch als künftig bezeichnet werden kann), daß die damalige Generation an eine Vorbereitung dafür überhaupt nicht denken konnte. Von diesem Gesichtspunkte aus bedeutet die Prophezeiung Christi von seiner baldigen Wiederkunft für die damalige Christenheit die höchste Tragik und für die jetzige die absolute Nutzlosigkeit eines weiteren Wartens auf ein Endgericht.

Fünftens: Müßte die Einzeldarstellung Ursache und Schuld dieser Prophezeiung ins rechte Licht stellen. Es geht nicht an zu behaupten, die Jünger hätten Christus nicht recht verstanden. Damit würde die Zuverlässigkeit der biblischen Berichte so sehr in Frage gestellt, daß sie geradezu wertlos würden. Denn besagte Verheißung kehrt fast in jedem Kapitel in irgendeiner Form wieder und ist bisweilen so klar, daß kein Drehen und Deuteln helfen würde.

Wir müssen vielmehr daran festhalten, daß Christus sie wirklich tat und sie zur Grundlage seines Evangeliums machte, schon als er den ersten Satz aussprach:

„Tut Buße; denn das Himmelreich ist nahe."

Daß Christus nun die Prophezeiung nicht von Gott haben konnte, liegt auf der Hand. Es geht wirklich nicht an, dem höchsten Wesen den unsittlichen Grundsatz zu unterlegen: Der Zweck heiligt die Mittel! — Noch weniger kann man aber trotz allem noch annehmen, Christus sei Gott gewesen; denn wenn es irgend etwas gibt, was die Gottheit Christi schlagend widerlegt, dann diese seine verfehlte Prophezeiung.

Somit bleibt nur übrig anzunehmen, daß Christus eben als Mensch besagte Verheißung aus sich selbst tat und er ganz allein dafür die Verantwortung zu tragen hat. Die rechte Würdigung dieser Tatsache will ich der Einzeldarstellung überlassen.

Zusammenfassung

Wenn die erste dieser beiden Einzeldarstellungen uns den Beweis lieferte, daß die Schrift Christum nicht als Gott selber hinstellt, so hat die zweite bewiesen, daß er in der Tat Gott überhaupt nicht sein konnte, selbst wenn die Bibel ihn dazu gemacht hätte.

Mehr noch! Ein Religionstifter, dessen ganze Lehre sich auf einen derartigen Irrtum gründet, wie dies bei Christus der Fall ist, dürfte auch nicht als Gottesgesandter mehr in Frage kommen. Ich begreife, daß es für viele schwer hält, sich von der Person desjenigen zu trennen, dem man nur höchstes Vertrauen, tiefkindlichen Glauben und bedingunglose Liebe und Unterwerfung entgegengebracht hat. Daß aber dieser so schwere Schritt schließlich doch einmal getan werden muß, daß das Deutsche Volk von Christus weg zu einem arteigenen Glauben kommen muß, das dürfte der zweite Teil dieses Buches mit seinen Einzeldarstellungen endgültig beweisen.

Zweiter Teil

Einwände gegen das Christentum als solches

Einleitung

Wenn irgend jemand den klaffenden, unüberbrückbaren Unterschied zwischen christlicher Religion und Deutschem Gottglauben erfaßt hat, so dürfte ganz gewiß auch ich es sein.

Und wenn ich heute die Einwände gegen das Christentum als solches erhebe, so tue ich das auch als Deutschgottgläubiger, und in der festen Überzeugung, daß das Deutsche Volk in den von Frau Dr. Ludendorff gegebenen Erkenntnissen der Tatsächlichkeit die seelische Geschlossenheit und volle Lebenskraft finden könnte, wenn es darnach sein Leben gestaltet.

Frau Dr. Ludendorff lehrt keine neue Religion. Zur „Religion" gehören der Religionstifter und ein Gemisch von theoretischen Anschauungen und praktischen Übungen, immer mit dem Ziele auf ein verheißenes, besseres Jenseits. Das alles fehlt hier vollständig. Frau Dr. Ludendorff zeigt nur, daß der weltenschaffende göttliche Wille sich im Menschen Bewußtheit schuf und, daß das Göttliche wohl erlebbar, aber nicht lehrbar ist. Keine Dogmen, keine religiösen Übungen, keine Priester, kein freud- und leidvolles Jenseits halten den Menschen in ihrem Banne. Frei entwickelt und vertieft sich der Deutsche Gottglaube und führt zu Deutscher Gotterkenntnis, immer den Spuren der Wissenschaft folgend und nirgends im Widerspruch zwischen Glauben und Wissen, den Sinn des Menschenlebens und der Schöpfung enthüllend, sittliche Freiheit gebend.

Und von diesem Standpunkt vollkommenster Freiheit, nicht Zügellosigkeit, lege ich die Gründe vor, die bei einer ernstlichen Prüfung des Christentums als solchen sich als stichhaltig gegen die christliche Lehre erweisen werden. Ich tue das ohne Rücksicht darauf, von wem die Gründe ausgehen. Sind doch hier sowohl meine persönlichen Einwände, als auch die von seiten der Vertreter des Deutschen Gottglaubens und ebenso die von dritter Seite erhobenen in einträchtiger Weise vereinigt.

Es handelt sich also weder um Beschimpfungen des Christentums noch um fanatische Phantasiegespinste, sondern um absolut ernsthafte wissenschaftliche Gründe, die gegen die „Wahrheit" und Existenzberechtigung des Christentums vorgebracht werden.

Mögen die Deutschen Männer der Wissenschaft in dem gleichen Geiste sie prüfen, mit dem sie hier geschrieben wurden.

15. Einzeldarstellung

Einwände gegen die Grundlage des Christentums

Altes und Neues Testament bilden unter dem Namen „heilige Schrift" die Grundlage des Christentums. Die Herkunft bzw. der Ursprung dieser Grundlage ist in neuerer Zeit in ein sehr zweifelhaftes Licht gerückt worden, und zwar derartig, daß auf Grund

dieser Ergebnisse und Feststellungen, die „hl. Schrift“ alles andere eher als die Grundlage für eine Religion bilden kann.

Nehmen wir zuerst das Alte Testament. Bereits Delitsch, Bloomfield und andere hatten auf den höchst zweifelhaften Ursprung des Alten Testaments hingewiesen und ihn von andern Völkern, Babyloniern und Indern, abgeleitet. Geradezu aufsehenerregend wirkten die Berichte Jacolliots [1]), eines Mannes, den man nicht gerade dadurch erledigt, daß man ihn mit Hohn und Spott abzutun versucht. Die Gründe, die all jene Männer und viele andere Wissenschaftler vorbringen, sind so ernster Natur, daß die Wissenschaft diese ganzen Fragen einer endgültigen Klärung entgegenführen sollte.

Das gilt noch weit mehr vom Neuen Testament. Hier ist es vor allem das bahnbrechende Werk von Frau Dr. Mathilde Ludendorff [1]), das die ihm gebührende Geltung unbedingt behaupten wird. Während nun Frau Dr. M. Ludendorff sich vor allem auf den indischen Ursprung des Neuen Testamentes bezieht, der insbesondere Geburt, Jugendleben und öffentliches Auftreten Christi als Nachbildung gleicher Vorgänge im Leben Buddhas und Krischnas erscheinen läßt, hat der Straßburger katholische Theologieprofessor Prosper Alfaric in seinen in der „La Bibliothèque Rationelle“ (Paris 41 Rue de Vaugirard VI) erschienenen Werken nachgewiesen, daß namentlich Christi Leiden, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt eine geradezu getreue Wiedergabe der gleichen Ereignisse bei den Gottheiten Mithras, Attis und Osiris darstellen. Dabei steht die Vorzeitigkeit dieser analogen Ereignisse bei den fremden Gottheiten so festbegründet, daß selbst ein Tertullian sie anerkennt und meint, der Teufel müsse jene Religionen erfunden haben.

Die Vorzeitigkeit der indischen Vorlagen für die Bibel sollte eigentlich noch klarer sein. Denn da das Leben Buddhas den Indern schon 500 Jahre vor Christus bekannt war, zumal er noch zu Lebzeiten ganz Indien für seine Lehre gewann, war eine nachträgliche Abänderung dieses Lebens durch Einfügung von Dingen, die Christo zugesprochen wurden, ganz und gar unmöglich. Man denke sich nur, es würde heute jemand wagen, dem Leben Napoleons oder anderer geschichtlicher Persönlichkeiten Dinge zu unterlegen, die der bisherigen Annahme völlig fremd waren, so würde dies doch zweifelsohne den größten Widerspruch hervorrufen. Dagegen war es sehr leicht, sowohl nach der babylonischen Gefangenschaft, wie auch nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70, aus babylonischen und alexandrinischen Schriften Persönlichkeiten zu bilden, die in Verbindung mit der Zeit gebracht wurden, die jenen Ereignissen voraufgingen, ohne daß irgendein Widerspruch erfolgen konnte.

Übrigens haben selbst protestantische Theologen, wie Seydel, Happel, Garbe und andere die Tatsache zugegeben, daß weite und bedeutende Teile des Neuen Testamentes eine Nachbildung anderer Religionen darstellen.

Wenn P. Alfaric auf Grund seiner Studien dazu gelangt, in Wort und Schrift die Existenz Christi anzuzweifeln, so daß er deshalb am 20. Juli 1933 vom Vatikan exkommuniziert wurde, so dürften seine Arbeiten auf diesem Gebiete eine um so größere Beachtung verdienen. Auch die andern Bücher der „Bibliothèque rationelle“ sollten in dieser Einzeldarstellung eine ausgiebige Verwendung finden.

In diesem Zusammenhange empfehle ich ebenfalls Clemente Ricci: „La documentación de los origenes del Cristianismo“ („La Reforma“ B. Aires 1915). Lesenswert sind auch die Werke Emilio Bossi „Jesucristo nunca ha existido“. (Diputación 344

[1]) „Erlösung von Jesu Christo“ und „Sieg eines Enthüllers von Bibelfälschungen“.

Barcelona) und Dr. Binet Langlé: La Folie de Jésus, (Paris), obgleich die beiden letzten Bücher zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangen. Es gibt noch eine ganze Reihe von Werken, die hier genannt zu werden verdienten, z. B. auch Reinach: Orpheus, Paris; Prof. Hielscher „Nachforschungen zur Geschichte des hl. Paulus", das eine ganz außergewöhnliche Arbeit darstellt.

Dann wären auch die Vorgänge nachzuprüfen, die stattfanden, als Marcion lebte und, wie selbst Kirchenväter bezeugen, die Evangelien und Briefe Pauli nach seinem Geschmack zurechtstutzte.

Überdies ist noch zu erwähnen, daß die in profanen Büchern gefundenen Anspielungen auf Christus, wie die französische Richtung feststellte, allesamt Fälschungen einer späteren Zeit sind.

Endlich bliebe zu erforschen, ob nicht doch, wie immer wahrscheinlicher zu sein scheint, Philon oder sonst ein jüdischer Schriftsteller den Hauptanteil an der Herstellung des Neuen Testaments und der Figur Christi hatte, wobei das nahe Alexandrien mit seiner Bibliothek von 700 000 Bänden aus aller Herren Länder die beste Gelegenheit bot.

Ist doch der Jude an sich ein Konjunkturmensch ersten Ranges, der es obendrein nicht mit der Erfindung neuer Ideen bewenden läßt, sondern sie vor allem ausnutzt und sie in die Tat umsetzt, koste es was es wolle. Beispiele dafür finden wir gerade in neuerer Zeit in Hülle und Fülle, auch wenn sie auf anderem Gebiet stattfanden.

Auf jeden Fall aber verdienen alle erwähnten Einwände gegen die Grundlagen des Christentums eine sorgfältige wissenschaftliche Erforschung, und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens, weil durch die Lösung dieser Fragen auch jene der Inspiration entschieden würde. Es ist ja schon an sich schwer zu glauben, daß Gott unter die Schriftsteller gegangen sei. Wenn die Menschheit das Göttliche nicht in sich selbst findet, wird sie es noch viel weniger aus einem „offenbarten" Buche erkennen.

Die Tatsachen beweisen es. Trotz aller 2000jährigen Arbeit, trotz aller 40 Millionen Bibeln, die von den Bibelgesellschaften mit großem Geschick und noch größerem Reingewinn jährlich umgesetzt werden, ist weder von einer Vermehrung noch einer Bekehrung der Christen etwas zu merken, höchstens von ihrer ständig wachsenden Verkehrung.

Aber gesetzt, man könnte glauben, Gott habe tatsächlich ein Buch geschrieben, so wird man doch nicht auch noch annehmen können, daß er sich zu den Plagiatoren herabgewürdigt habe. Wenn daher der Beweis erbracht wurde, daß die Schriften des Alten und Neuen Testamentes, und sei es auch nur zum Teil, eine Abschrift der Bücher anderer Völker darstellen, so war schon allein damit der übernatürliche Charakter der Schrift erledigt.

Zweitens ist schon der bloße Umstand, daß der Ursprung der Schrift in ein so zweifelhaftes Licht gestellt wird, Grund genug, ihre Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen. Es ist dabei zu beachten, daß die Grundlage eines Glaubens, wenigstens in bezug auf die historische Sicherheit, über allen Zweifel erhaben dastehen muß. Ist es doch schon an sich ein großes Opfer, das man dem Gläubigen zumutet, wenn man ihm den Glauben an übernatürliche Wahrheiten auferlegt. Man wird nun nicht noch darüber hinaus an ihn auch noch den Glauben an die geschichtliche Wahrheit der Existenz des Religionstifters und der Wahrhaftigkeit der Schriften über ihn verlangen können, wenn gerade in bezug darauf sehr berechtigte Zweifel, ja Gegenbeweise auftreten. Diese Dinge müßten vielmehr über

jeden geschichtlich berechtigten Zweifel erhaben dastehen, so daß hier nicht außer dem religiösen Glauben auch noch ein Glaube an historisch unsichere Behauptungen verlangt wird. Denn keine Religion hat das Recht, einen solchen Glauben zu fordern, wenn sich die geschichtliche Wahrheit nicht so über allen Zweifel erhaben feststellen läßt, daß sie vernünftigerweise nicht abgelehnt werden kann. Nun liegt aber in bezug auf das Christentum überhaupt kein geschichtliches Dokument vor; vielmehr gibt es nur religiöse Bücher, deren Herkunft nun obendrein in der denkbar stärksten Weise als Fälschung bewiesen werden. Das ist ein Zustand, der schon an sich zur Ablehnung des Christentums berechtigt.

Drittens liegt es im Interesse sowohl der Christen, wie der Deutschgottgläubigen, die volle Wahrheit über diesen Gegenstand zu erfahren.

Stellt sich dabei heraus, daß die hier erhobenen Anklagen berechtigt sind, so dürften die Christen darin zum mindesten einen Fingerzeit erkennen, daß sie die Deutschgottgläubigen keineswegs als unebenbürtig zu betrachten haben; im Gegenteil sollten sie daraus erkennen, daß ihre eigene Sache verloren ist, und daß es für sie an der Zeit sein dürfte, sich mit den Gedanken des Deutschen Gottglaubens zu befassen. Sollte sich — was ganz und gar nicht zu erwarten ist — ergeben, daß die Schrift keine Nachbildung darstelle und mit geschichtlicher Sicherheit das Leben Christi und seine Lehre wiedergebe, so wäre dieses noch längst kein Beweis für die Wahrheit des Christentums.

Auf jeden Fall sieht man, daß hier kein anderes Interesse als das der Wahrheit uns leitet. Wir Deutschgottgläubigen haben nichts zu befürchten und sind vollkommen sicher, daß wir den rechten Weg gehen. Wenn die Gegenseite auch so sicher ist, soll sie diese Herausforderung zur Klärung der religiösen Frage in rechtem Geiste annehmen.

Der Umstand, daß sich Hunderte von Evangelien bildeten, ist nur ein Beweis mehr dafür, daß wir in der Schrift des Alten wie des Neuen Testamentes tatsächlich nur Plagiate vor uns haben. (Siehe „Das große Entsetzen — die Bibel nicht Gottes Wort" und „Abgeblitzt".)

16. Einzeldarstellung

Einwände gegen die Berichterstattung der Schrift

Die geschichtliche Unsicherheit, die bezüglich der Herkunft der „hl. Schrift" herrscht, wird noch gesteigert, wenn wir jetzt ihre Berichterstattung einer Prüfung unterziehen.

Es liegt mir dabei ferne, hier eine vollständige Kritik dieser Berichterstattung zu bieten. Vielmehr beschränke ich mich nur auf drei der wesentlichsten Widersprüche und Ungereimtheiten, die mir bei der Lesung der Schrift aufgefallen sind, nämlich die Berichterstattung des Evangelisten Matthäus, den Gegensatz zwischen den Synoptikern (Matthäus, Markus, Lukas) und Johannes, und den Auferstehungbericht der vier Evangelisten.

I.

Das Evangelium Matthäus bezweckt ganz offensichtlich, den Juden und den Judenchristen zu beweisen, daß Christus der Sohn Davids und der Sohn Gottes sei.

Dabei geht er soweit, daß er zunächst das Geschlechtsregister Christi fälscht. In 1, 17 sagt er:

„Alle Geschlechter von Abraham bis David sind 14 Geschlechter, ebenso von David bis zum babylonischen Exil 14 Geschlechter und vom babylonischen Exil bis auf Christus 14 Geschlechter."

Dazu bemerkt selbst der katholische Theologe N. Schlögl: Die hebräischen Buchstaben von David (d = 4, w = 6, d = 4) ergeben die Zahl 14. Die Juden legten be-

sonders Gewicht darauf, diese Zahl 14 herauszubekommen. Für uns hat diese jüdische Zahlenmystik keinen Wert; denn das Geschlechtsregister hat viele Lücken. Vgl. nur V. 8 Heer: Die Stammbäume Jesu nach Matthäus und Lukas 1910.

Was Schlögl hier verschleiert ausspricht, lautet mit andern Worten: Matthäus hat, um jedesmal die Zahl 14 zu erhalten, den Stammbaum Jesu so angefertigt, gestutzt und beschnitten, daß die geheiligte Ziffer 14 dabei zum Vorschein kam.

Was soll man nun von dem Wert der Geschichteschreibung eines solchen Evangelisten, noch dazu in einer so wichtigen Angelegenheit, halten? Heute wäre der Mann als Geschichteschreiber erledigt. Noch vielmehr sollte er es als Hagiograph sein. Wie jemand da den Mann ausgerechnet als Evangelisten und Grundpfeiler seines Glaubens noch betrachten kann, ist mir einfach unverständlich.

Sodann bemüht sich dieser Herr, in allem und jedem Ereignis des Lebens Christi die Erfüllung einer angeblichen Prophezeiung des Alten Testamentes nachzuweisen.

Ich stelle nun fest, daß von all den Zitaten des Alten Testamentes, die Matthäus im Verlaufe seines Evangeliums als Prophezeiung angibt, kein einziges auf das betreffende Ereignis im Leben Christi Bezug hat. Die Einzeldarstellung sollte sich hier die Mühe nehmen und jede einzelne der „Prophezeiungen" in ihrem Zusammenhang im Urtexte des Alten Testamentes wiederzugeben. Man wird alsdann finden, daß es sich tatsächlich so verhält, wie ich hier behauptet habe.

Alles in allem: Der Evangelist Matthäus hat durch seine absolut zu verwerfende Einstellung sich selber das stärkste Unfähigkeitzeugnis für eine wahrhafte Berichterstattung ausgestellt. Der Mann ist nicht nur einmal fähig, die Dinge und Tatsachen nach seinem Gutdünken zu verdrehen, sondern er wird das immer und überall da tun, wo es seinen Zwecken dienlich ist.

Ja, er wird sogar fähig sein, seine Berichte so zu erfinden, daß in ihnen die Erfüllung einer Schriftstelle gefunden werden kann.

II.

Wir kommen nun zum Gegensatz, der zwischen den Synoptikern und Johannes herrscht. Es ist viel über diesen Gegensatz geschrieben worden und die Theologen haben auf alle mögliche Weise versucht, ihn zu überdrücken. Zwei Dinge haben sie jedoch dabei nicht fertiggebracht, nämlich erstens, zu erklären woher es kommt, daß die drei ersten Evangelisten (Synoptiker) jene großen Wunder Christi, die Johannes berichtet, einfach verschwiegen haben, und zweitens, woher der johannische Geist in seinem Evangelium stammt, der da aus allen Reden Christi spricht und der genau derselbe ist, wie wir ihn in den Briefen dieses Apostels antreffen.

In bezug auf die erste Tatsache ist noch zu sagen, daß die ersten drei Evangelisten jene Wunder, die Johannes berichtet, wofern sie wirklich geschehen wären, nicht alle drei vergessen oder alle drei absichtlich übersehen haben können, zumal diese von Johannes berichteten Wunder an Größe und Bedeutung alles in den Schatten stellen, was Christus gemäß den Synoptikern gewirkt haben soll. Dagegen ist festzustellen, daß Johannes sein Evangelium schrieb, als keiner der andern Evangelisten mehr lebte und auch wohl keiner der andern Apostel und Jünger, die ihn irgendwie hätten bezichtigen können. Dazu kommt aber vor allem, daß die Person Christi, die aus dem Evangelium dieses Apostels spricht,

in Gedanken, Worten und Werken dieselbe ist, die in den Briefen dieses Apostels, und hier als seine eigene Person, wiederkehrt.

Gerade diese Eigentümlichkeit sollte doch sehr zu denken geben und die Glaubwürdigkeit des vierten Evangeliums aufs schwerste erschüttern. Wir sind doch schließlich keine kritiklosen Menschen mehr, die nur deshalb schon eine Schrift als Evangelium annehmen, weil sie sich als solches ausgibt. Es kann doch niemand verlangen, daß man sich gerade in dieser so wichtigen, ja, wichtigsten Angelegenheit über die schwerwiegendsten Bedenken einfach hinwegsetzt — nur weil die Herren Theologen das so verlangen.[1])

III.

Man könnte ja schließlich, trotz dieser überaus starken Indizienbeweise, doch noch aus Angst vor der Hölle annehmen, daß hier keine Geschichtefälschung vorliege. Nimmt man aber z. B. den Auferstehungbericht der vier Evangelisten und sieht, daß diese vier „Säulen und Grundfesten der Wahrheit" (1. Tim. 3, 14) aber auch in keiner Beziehung da übereinstimmen, so fällt einem die Binde von den Augen ob solcher „Wahrheitliebe". Hier der Bericht, den wir mit dem Tode Jesu beginnen lassen, obwohl die Berichte über das Leiden Christi ebenfalls voller Widersprüche stecken.

1. Nach Matth. lästern Christum beide Räuber (27, 44), nach Lukas verweist der eine dem andern die Schmähung und betet zu Jesus (23, 40).

2. Nach den Synoptikern (27, 55; 15, 40; 23, 49) standen alle Anhänger Christi nur von Ferne, und schauten der Kreuzigung zu. Die Mutter Christi wird nicht genannt. Nach dem stets idealisierenden Johannes (19, 25) standen Maria und Johannes unter dem Kreuze und redeten mit Jesus.

3. Nach Matth. (27, 49) hindern die Soldaten den, der Christus Essig reichen wollte, mit den Worten: Laß ihn, wir wollen sehen, ob Elias kommt, ihn zu retten; nach Markus ist es genau umgekehrt: Der Soldat rechtfertigt sich mit den gleichen Worten den andern gegenüber (15, 36); Lukas berichtet diese Szene überhaupt nicht, und Johannes (19, 30) läßt Jesum nicht gehindert werden, sondern tüchtig trinken.

4. Matthäus berichtet als einziger: „Die Gräber öffneten sich und viele Leiber der entschlafenen Frommen standen auf, verließen die Gräber nach seiner Auferstehung (also zwei Tage später) und kamen in die heilige Stadt, wo sie von allen gesehen wurden" (27, 53), nur nicht vom Vertreter der United Preß (Havasmeldung?!).

5. Nach den Synoptikern (27, 57; 15, 42; 23, 50) begräbt nur Joseph von Arimathäa Christum, ohne ihn einzubalsamieren (da dies erst von den Frauen am Ostersonntag geschehen sollte) in seinem Grabe; nach Johannes kam auch Nikodemus hinzu und brachte 100 Pfund Myrrhe und Aloe zum Einbalsamieren und außerdem Spezereien, und sie begruben Christus nach jüdischer Sitte (19, 38—42) in einem nahen neuen Grab.

6. Johannes ist auch der einzige, der Christus mit Nägeln ans Kreuz schlagen läßt, während er in Wirklichkeit nur daran gebunden wurde; und er ist ferner der einzige, der den Lanzenstich angibt und ihn hinterher bei einer Erscheinung Christi ausnützt (19, 34;

[1]) Im übrigen sei bemerkt, daß das „Johannes-Evangelium" durchaus mystisch-okkult ist und daher auch in den Logen der Freimaurer Verwendung fand. (Siehe Seite 43 f. in „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse", Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

20, 27). Dabei ist gerade jener Lanzenstich der beste Beweis dafür, daß Christus nicht tot war.

7. Matth. (27, 61) und Lukas (23, 55) berichten, daß die Frauen bei der Grablegung zugegen waren und, da entgegen dem, was Johannes zu berichten weiß, keine Spezereien verwendet worden waren, kehren sie nach Lukas um und bereiten wohlriechende Salben (23, 56); nach Markus kaufen sie diese erst am Samstag abend, um die Sabbatruhe nicht zu verletzen (Mark. 16, 1).

8. Matthäus ist der einzige, der die Geschichte mit den wachehabenden Soldaten am Grabe zum besten gibt. Es waren Leute der Tempelwache, die also ausschließlich unter dem Befehl der Juden standen (27, 65). Das hindert nicht, daß sie von dem gleichen Juden erst noch bestochen werden mußten, damit sie nachher aussagten:

„Seine Jünger kamen, während wir schliefen, und stahlen ihn" (28, 13).

Aber nun kommt das beste: Die Hohepriester sagen den Soldaten:

„Wenn dies der Landpfleger erfährt, werden wir ihn überreden, daß er Euch ungestraft läßt."

Was ging es Pilatus an, ob die jüdischen Wächter schliefen oder nicht. Wenn ihm soviel daran gelegen hätte, daß Christus nicht von den Toten auferstand bzw. von seinen Jüngern gestohlen wurde, dann hätte er doch die eigene Wache vors Grab gesetzt.

Die Auferstehung

9. Nach Matthäus gingen nur 2 Personen: Maria Magdalena und Maria, die Mutter des Jakobus und Joseph, zum Grabe, um Jesus einzubalsamieren (28, 1); nach Markus ging außerdem Salome (16, 1); nach Lukus gingen diese in Begleitung noch anderer Frauen zum Grabe (24, 1), und nach Johannes ging einzig und allein Maria Magdalena, da die Einbalsamierung bereits am Freitag geschehen war (20, 1).

10. Nach Matthäus entstand wieder mal ein großes Erdbeben. Ein Engel stieg herab, wälzte den Stein weg, setzte sich darauf und sagte den Frauen: Christus ist auferstanden (28, 2—5). Nach Markus sehen die Frauen, daß der Stein bereits weggewälzt war; sie gehen erstaunt in die Gruft und sehen einen Jüngling in weißen Kleidern zur Rechten sitzen, der ihnen das gleiche sagt (16, 4—6). Nach Lukas gehen die Weiber ins Grab und sind verlegen, weil sie den Leichnam nicht finden, als zwei Männer an sie herantreten und ihnen die obige Mitteilung machten (24, 2—5). Nach Johannes fällt dieser Besuch ganz aus.

11. Nach Matthäus verlassen die beiden Frauen: Maria Magdalena und die andere Maria „voll Furcht und Freude" das Grab, um den Jüngern die frohe Botschaft zu bringen und werden unterwegs von Jesus, der sich die Sache anders überlegt zu haben scheint, aufgehalten; und nachdem sie seine Füße geküßt (genau wie beim „hl. Vater"), trägt er ihnen auf, seinen Jüngern zu sagen, sie sollen nach Galiläa gehen, was diese auch sofort tun (28, 8—10 und 16).

Nach Markus verlassen die drei Frauen „fluchtartig" die Gruft, denn „Furcht und Schrecken hatte sie erfaßt". Sie sagten niemandem davon, weil sie sich fürchteten. Somit hatten die gleichen Frauen hier keine Erscheinung Christi (16, 8).

Nach Lukas kehren die gleichen Frauen nebst allen andern vom Grabe zurück und verkündeten die Freudenbotschaft den Jüngern, aber diese glaubten ihnen nicht, nur Petrus

ging zum Grab, sah nur Linnen, „ging nach Hause und wunderte sich" (24, 8—12); — ich auch.

Nach Johannes ging ganz allein Maria Magdalena zum Grabe „als es noch finster war", sah das Grab offen und eilte sogleich zu Petrus und Johannes und meldete ihnen:

„Man hat den Herrn aus dem Grab genommen und wir wissen nicht, wohin sie ihn gelegt haben."

Sogleich veranstalteten Petrus und Johannes ein kleines Wettrennen zum Grabe. Johannes gewann die Wette, sah nichts „und glaubte". Dann gingen beide nach Hause. Und nun, als sie weggegangen, sah Maria Magdalena, die auch wieder am Grabe erschienen war, zwei Engel, einen am Kopfend und einen am Fußend, was der Magdalena indes nichts Besonderes zu sein schien, da man an solche Engelerscheinungen in Palästina gewohnt war; im Gegenteil, sie führte mit den Engeln ein angenehmes Zwiegespräch, als Jesus plötzlich, als Gärtner verkleidet (Fasching war längst vorüber!), sich ihr zeigte, der ihr aber verbot, die Füße zu küssen, weil er noch nicht zu Gott emporgestiegen sei (20, 1—17). Auch nach Markus war Maria die erste, der Christus erschien.

12. Somit hätten wir, daß nach Matthäus zwei Frauen, auch Maria Magdalena, Jesus sogleich beim ersten Besuch sahen und dies den Jüngern meldeten; auch küßte hier Maria Magdalena die Füße Jesus, was ihr dieser nach Johannes verbot. Nach Markus sahen die gleichen Frauen nichts, auch nicht Maria Magdalena, trotzdem erschien er dieser zuerst. Nach Lukas sehen all diese Frauen und viele andere nichts; aber sie künden die Auferstehung den Jüngern und Petrus geht allein zum Grab. Nach Johannes sieht Maria Magdalena erst weder Jesus noch Engel, meldet es Petrus und Johannes, die beide auch nichts sehen. Dann sieht Maria Magdalena Jesus.

13. Nach Matthäus gehen die Jünger, wie die Frauen befehlen, sofort nach Galiläa und haben eben noch Zeit, Christus bei der Himmelfahrt anzutreffen. „Als sie Jesus sahen, fielen sie vor ihm nieder, einige aber zweifelten" (28, 16—17) — ich auch. Also: zwei Erscheinungen!

Nach Markus sind bereits drei Erscheinungen statt zwei zu verzeichnen, eine hatte Maria Magdalena allein, eine die beiden Jünger, die nach Emmaus gingen, und eine die Elf Jünger, aber alles am gleichen Tage, und bei der letzten Erscheinung fuhr Christus zum Himmel auf (16, 9—20).

Nach Lukas erhalten die beiden Jünger, die nach Emmaus gingen, die erste Erscheinung. Diese kehren noch am gleichen Ostersonntag zurück, um es ihren Konfratres zu melden, und sogleich erschien ihnen Christus, sagt ihnen im Gegensatz zu Matthäus und Markus: „Bleibt in der Stadt", womit er die Reise nach Galiläa vorläufig aufsteckte. Dann führte er alle eiligst nach Bethania, ganz in der Nähe von Jerusalem, und fuhr 'gen Himmel auf (24, 13—53). — Also gab es nach Lukas nur zwei Erscheinungen.

Nach Johannes sind es vier. Die erste hatte Maria Magdalena, die zweite hatten zehn Apostel, denn Thomas fehlte, während die Synoptiker versichern, daß alle elf beisammen waren. Die dritte war in Gegenwart des ungläubigen Thomas, die vierte am See Tiberias. Von einer Himmelfahrt ist keine Rede (20, 1—21, 24).

Nach der Apostelgeschichte blieb Christus 40 Tage bei den Aposteln und gebot ihnen, Jerusalem nicht zu verlassen, womit sich die Apostelgeschichte, ebenso wie das Lukasevangelium, in direktem Gegensatz zu Matthäus, Markus und Johannes bringt (Ap. 1, 1—11).

Nach Paulus erschien Christus zuerst dem Petrus, dann den andern Aposteln, dann 500 Brüdern auf einmal, dann dem Jakobus, dann allen Aposteln, zuletzt aber Paulus. Also gibt es hiernach sechs Erscheinungen Christi (1. Kor. 15, 5—8).

14. Und nun noch eins: Christus wurde am Freitag abend vor sechs Uhr begraben, weil um sechs Uhr abends schon Sabbatruhe war, und stand Sonntag früh, als es noch finster war, wie Johannes berichtet, von den Toten auf, blieb also in Wirklichkeit anderthalben Tag im Grabe, was sich wunderbar mit seiner eigenen Prophezeiung deckt:

„Wie nämlich Jonas im Leibe des Seeungeheuers drei Tage und drei Nächte zubrachte, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Schoße der Erde zubringen" (Matth. 12, 40).

Vielleicht findet sich noch der Rechenkünstler, der diese drei Tage und drei Nächte aus dem Passionbericht herauszuklügeln weiß. Der Mann gehört in den Jesuitenorden hinein!

Übersieht man nun das Ganze, so weiß man wahrlich nicht, worüber man mehr staunen soll, ob über die vielen Widersprüche oder die Leichtfertigkeit, mit der die Welt derartige Berichte als Grundlage des Glaubens heute noch hinnimmt.

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß die Kronzeugen des Christentums gar weit davon entfernt sind, Vertrauen einzuflößen. Religiöser Fanatismus wird sie natürlich rückhaltlos anerkennen, weil er in ihnen verwandte Ideen findet.

Die Menschen aber, die heute längst den Kinderschuhen jener Zeit entwachsen sind, sollten ihre religiöse Grundlage auf etwas Festerem und Sichererem bauen, als es das Neue Testament zu sein vermag.

17. Einzeldarstellung

Das Christentum eine artfremde Religion

Besser kann eigentlich das Christentum nicht gekennzeichnet werden, als es hier geschehen ist.

In der Tat, alles ist artfremd an ihm: sein Gott, seine „heiligen" Schriften, sein Christus, seine Lehre, seine Kirche.

Artfremd ist sein Gott: Jener Jehovah der Juden, der seinem auserwählten Volke befiehlt, die Besitzer eines Landes mit Männern und Frauen, Greisen und Kindern erbarmunglos niederzumetzeln[1]), der einem Abraham hilft, sich durch die Prostitution seiner Frau zu bereichern, dessen ganzes Wesen einem unvoreingenommenen, rechtlich denkenden Menschen geradezu Ekel und Abscheu einflößt, ein solcher Gott ist in der Tat artfremd. Das wird um so mehr hervortreten, wenn die Einzeldarstellung immer wieder, wie es einzig richtig ist, den Nachdruck darauf legt, daß all jene Untaten und Verbrechen nicht etwa nur mit Gottes Zulassung, nein, in seinem Auftrag oder mit seinem Beistand, ja mit beiden geschahen. Daß in dem Alten Testament Niedrigkeiten berichtet werden, das würde nicht allzusehr wunder nehmen; aber daß jene Niedrigkeiten von Gott selbst angeordnet oder in einer für den Verbrecher vorteilhaften Weise durchgeführt werden, das ist es, was uns den Gott der Juden unmöglich für Deutsche macht.

Artfremd ist auch die Schrift. Hat nicht von jeher jedes Volk seine eigene Überlieferung und eigenen Bücher gehabt? Weshalb verbrannte man die unsrigen? Was soll

[1]) Siehe „Des Volkes Schicksal in Christlichen Bildwerken" von General Ludendorff, und „Verschüttete Volksseele" von Dr. Mathilde Ludendorff unter Buchanzeigen.

uns denn die Geschichte einer nomadischen Räuberbande, die bis heute der ganzen Welt nur Fluch und Unheil gebracht? Was soll uns ein Neues Testament, dessen Sprache die eigenen Theologen dieser Religion nicht verstanden? Nehme man doch unsere größten Schriftsteller, die wir gehabt. Auch sie kannten die Bibel, aber Christen mochten sie nicht sein, so wenig wie unsere Philosophen. Dichter und Denker unseres Volkes haben von jeher die Bibel abgelehnt, deren Geist dem unsern so ferne liegt und deren Inhalt nur jene interessieren mag, deren Rasseinstinkt sie erwecken.

Artfremd ist uns auch Christus!

Er lebte, litt und starb ja nur für seine Rasse. Er wollte doch nicht, daß seine Jünger Palästina verließen, er hatte doch vorgehabt, noch bei Lebzeiten seiner Jünger zum Endgericht wieder zu kommen und sie beim Endgericht auf zwölf Throne setzen, damit sie die zwölf Stämme Israels richten sollten.

Somit hat Christus überhaupt nicht an uns gedacht, hat nichts von uns gewollt. Was wollen wir denn von ihm? Allein schon seine verfehlte Prophezeiung sollte uns sagen, daß wir nichts, aber auch gar nichts mit Christo gemein haben. Und da verlangt man von uns, daß wir unser Größtes, unser Heiligstes, unsern Glauben auf eine derartige Person gründen? Seien wir doch nicht so töricht, daß wir uns von einer gedankenlosen Masse ins Schlepptau nehmen lassen! Suchen wir die Helden unseres Glaubens in unserm eigenen Volke! Denken wir doch an die Gesamtheit der andern Völker, die alle, ohne Christus gekannt zu haben, vor ihm und nach ihm gelebt im artgemäßen Glauben ihrer Väter! — Glaubt denn ein vernünftiger Mensch, daß es einen Gott gäbe, der all diese Völker verdammen würde, nur weil sie an einen „Christus" nicht geglaubt? Warum mußten wir denn das Opfer dieser artfremden Religion werden? Warum sollen wir noch immer ihr Opfer sein und bleiben?

Und wie artfremd ist uns Christi Lehre! Es ist eine Söldnerreligion, in der die Menschen für Himmelssold gut sein sollen! Es ist eine Sklavenreligion, in der feige Memmen das Böse nur deshalb nicht tun, weil sie die Hölle fürchten! Es ist eine Religion der Schwachen, die denen die linke Wange darreichen, die sie auf die rechte schlugen! Es ist eine Religion der Einfältigen, die da meinen, Gott würde uns nähren und kleiden, wenn wir nur auf ihn vertrauen.

Wir brauchen einen Deutschen Glauben, der uns das Gute um seiner selbst willen tun läßt! Wir brauchen einen Deutschen Glauben, der stolz und frei das Haupt uns erheben macht. Wir brauchen einen Deutschen Glauben, der für Starke und Weise geschaffen ist — denn uns ist die Lehre vom Kreuz eine Torheit und ein Ärgernis zugleich (1. Kor. 1, 18—23).

Artfremd wie die christliche Religion ist auch ihre Kirche.

Wie hat die christliche Kirche die Religion ihres Stifters sich zurechtgebogen! Wie hat sie diese Religion zu ihrem Vorteil ausgenützt! Wie hat sie die Menschheit ins Verderben gestürzt!

Seht nur einmal die christliche Kirche an, insbesondere die katholische Kirche. Was ist da noch an Christi Lehre bei ihr zu finden? Sahen wir nicht, wie diese Kirche alle Grundprinzipien Christi über den Haufen stürzte, und an ihre Stelle die eigenen setzte? Kann es überhaupt einen größeren Unterschied geben als jenen, der zwischen Christi Lehre und seiner Kirche besteht?

Und nun der tiefste Grund dieser völligen Umwandlung: Das Gold! Welch unermeßliche Reichtümer besitzt diese Kirche! Woher hat sie diese? Ganz gewiß nicht vom Beten! Ganz gewiß nicht, weil Christus seinen Aposteln gesagt hätte: Sammelt Euch Schätze soviel Ihr könnt: Gold, Silber, Edelsteine, Häuser, Paläste, Weinberge, Felder, Wälder, Fabriken, Bergwerke usw. Macht es so wie die Jesuiten, denen man in Spanien allein 150 Millionen Peseten „zurückgeben" muß. Tut es so wie der „heilige Vater", dem es an nichts, aber auch an gar nichts fehlt, der alles in Hülle und Fülle besitzt — ich habe für Euch alle Armut, Not und Schande genug erlitten! — Wie ekelt mich diese Heuchelei an!

Und nun erst die Geschichte dieser Kirche! Zehn Millionen Märtyrer, die umsonst ihr Blut in den ersten drei Jahrhunderten vergossen! Weitere zehn Millionen Opfer der interkonfessionellen Verfolgungen vom 3. bis zum 10. Jahrhundert. Zwei Millionen Opfer der so völlig nutzlosen Kreuzzüge. Neun Millionen Blutopfer sogenannter Hexen, armer unglücklicher Frauen, die von der Kirche bei lebendigem Leibe verbrannt wurden. Fünf Millionen Opfer der Inquisition gegen Albigenser, Hugenotten, Mozaraber und Deutscher Gefallener im Dreißigjährigen Krieg. Weitere fünf Millionen Ermordeter beim „Abfall" Rußlands, Englands und der nordischen Staaten. 25 Millionen armer Indianer, die man in beiden Amerikas im Namen Christi und seiner Kirche wie Fliegen tötete und niedermetzelte, wie weiland die Juden die Ureinwohner Palästinas.

Das sind 80 Millionen von Blutopfern, die die christliche Kirche bis heute gefordert. 80 Millionen. Nie in der Geschichte der Zeiten hat es einen Moloch gegeben, der soviel Blutopfer gefordert hätte wie die christliche Kirche. Und alles für einen leeren Wahn! Wie mir vor dieser Kirche graut! Wie die ganze Menschheit über diese Kirche ihr Verdikt aussprechen müßte, diese Kirche, die in 2000 Jahren Verchristlichung Europas nur ein Chaos dortgelassen hat.

Denn diese Kirche hat nie die Menschheit religiös gemacht, sondern nur dienstbar. Ihre Lehre hat nie die Herzen und das Leben der Menschen gemeistert; denn diese Lehre war und ist eine weltfremde Utopie, nur für religiöse Schwärmer geeignet. Ihr Christus war nur die Lockfigur, mit der man die Menschen einfing; ihre Schriften unverständliche und unverstandene Bücher mit sieben Siegeln, aus denen nicht einmal die Priester dieser Religion klug wurden. Und schließlich ihr Gott — daß Gott erbarm! — wenn dieser Jehovah Gott ist, dann soll er ruhig seine Blitze schleudern und üben, dem Knaben gleich, an Eichen sich und Bergeshöhn. Mich soll solch ein Gott je weder schrecken noch erschüttern! Als Deutscher kämpfe ich, lebe ich und sterbe ich für das Göttliche, das ich in meiner Seele erlebe.

Denn dieser Gottglaube ist kein leerer Wahn, er ist höchste Wirklichkeit.

Es ist kein Gott, der über uns im Himmel wohnt und der seine Geschöpfe im Diesseits sterben und im Jenseits verderben läßt, Deutsche Gotterkenntnis zeigt uns vielmehr das Göttliche in uns selbst und in der uns umgebenden Welt; einen göttlichen Willen, der uns antreibt, den Sinn des Menschenlebens, unseres Volkes und Daseins restlos zu erfüllen und so das Göttliche in uns erstrahlen zu lassen.

Und wir betteln nicht um Himmelslohn, noch fürchten wir Tod und Teufel. Wir leben uns und unserm Volke. Uns ist ewiger Lohn und ewiger Ruhm, für unsere Nachkommenschaft gelebt und gewirkt zu haben, ihr all das furchtbare Leid zu ersparen, das menschliche Irrung und christliche Verwirrung uns gebracht.

Wir beten nicht, wir wirken; wir leben nicht für eine andere Welt, wir kennen nur diese.

Wir glauben nicht an Mittlerschaft
Und nicht an Christi Blut;
Erlösung aus der eignen Kraft
Ist unser höchstes Gut.

Zusammenfassung

Überblicken wir diesen letzten Abschnitt des Buches, so dürften wir die vollste Gewißheit haben, daß das Urteil der Deutschen Wissenschaft über die christliche Religion das denkbar ungünstigste sein wird.

Wie könnte es auch anders sein bei einer Religion, deren Grundlagen ein künstliches Gebilde voll verdächtiger Dinge und voller Widersprüche sind; die überdies so gänzlich welt- und wesensfremd uns ist, daß wir aber auch nichts an ihr finden, was unserm Denken und Empfinden entsprechen könnte.

Wir müssen wieder zurück zu unserer Art! Wir müssen wieder Deutschen Sinn, Deutsches Denken und Deutschen Glauben in uns erwecken und nach Deutscher Gotterkenntnis unser Leben gestalten, dann allein kann wieder seelische Geschlossenheit in Deutschen Landen werden, und dann wird ein starkes Geschlecht erstehn, in dem aus erwachter Volksseele Guttat und Wehrkraft lebendig sind, zum Schutz und Trutz, zum Wohl des Volkes und eines jeden Volksgenossen!

Das wahre Gesicht des Christentums

wird in den nachstehenden Werken enthüllt



Franz Griese:

Ein Priester ruft: „Los von Rom und Christo!"
geh. 1.50 RM., 90 Seiten, 25.—27. Tausend, 1936

E. und M. Ludendorff:

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende
geh. 2.— RM., Ganzleinen 3.— RM., Großoktav, 192 Seiten, 41.—45. Tausend, 1935

Das große Entsetzen — Die Bibel nicht Gottes Wort!
Sonderdruck, geh. —.30 RM., 32 Seiten mit farb. Umschlag, 241.—260. Tausend, 1937

Dr. Mathilde Ludendorff:

Erlösung von Jesu Christo
ungekürzte Volksausgabe 2.— RM., holzfrei geb. 4.— RM., Großoktav, 372 Seiten, 43.—47. Tausend, 1936



Sieg eines Enthüllers von Bibelfälschungen
Herausgegeben von Dr. M. Ludendorff
geh. —.90 RM., 72 Seiten, 1937

Verschüttete Volksseele
Nach Berichten aus Südwestafrika, mit Umschlagbild, geh. —.60 RM., 48 Seiten

General Ludendorff:

Abgeblitzt!
Antworten auf Theologengestammel
geh. —.70 RM., 76 Seiten, 11.—20. Tausend, 1937

Judengeständnis: Völkerzerstörung durch Christentum
Sonderdruck, Staffelpreise: 1 St. —.10 RM., 20 St. 1.40 RM., 50 St. 3.25 RM., 100 St. 5.50 RM., 500 St. 25.— RM., 1000 St. 45.— RM., 281.—310. Tausend, 1937



Dr. Mathilde Ludendorff
und Walter Löhde:

Christliche Grausamkeit an Deutschen Frauen
Erweiterte Auflage, geh. —.25 RM., 20 Seiten, mit Umschlagbild, 53.—62. Tausend, 1936

Walther Löhde:

Die ersten Christen im Urteil ihrer Zeitgenossen
Bearbeitet nach der Schrift des R. v. d. Alm,
geh. —.90 RM., 76 Seiten, mit farbigem Schutzumschlag
11.—15. Tausend, 1935

Ludendorffs Verlag G. m. b. H. / München 19

Kehrt heim zu Deutscher Weltanschauung

wie sie eurem Blut entspricht und mit den philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Zeit in Einklang steht. Sie ist niedergelegt in den Werken der Philosophin

Dr. Mathilde Ludendorff

Triumph des Unsterblichkeitwillens
ungekürzte Volksausgabe, geh. 2.50 RM., Ganzleinen 5.— RM.,
holzfrei, Oktav, 416 Seiten, 25.—34. Tausend, 1937

Der Seele Ursprung und Wesen:

1. Teil: **Schöpfunggeschichte**
ungekürzte Volksausgabe 2.— RM., Ganzleinen 4.— RM., holzfrei,
Großoktav, 108 Seiten, 8.—15. Tausend, 1937

2. Teil: **Des Menschen Seele**
geh. 5.— RM., Ganzleinen 6.— RM., holzfrei, Großoktav, 246 Seiten,
10.—12. Tausend, 1937

3. Teil: **Selbstschöpfung**
Ganzleinen 6.— RM., holzfrei, Großoktav, 210 Seiten, 6. u. 7. Tausend, 1936

Der Seele Wirken und Gestalten:

1. Teil: **Des Kindes Seele und der Eltern Amt**
Eine Philosophie der Erziehung
Ganzleinen 6.— RM., holzfrei, Großoktav, 384 Seiten, 13.—15. Tausend, 1936

2. Teil: **Die Volksseele und ihre Machtgestalter**
Eine Philosophie der Geschichte
Ganzleinen 7.— RM., holzfrei, Großoktav, 460 Seiten, 9.—12. Tausend, 1936

3. Teil: **Das Gottlied der Völker**
Eine Philosophie der Kulturen
Ganzleinen 7.50 RM., Großoktav, 392 Seiten, 5. und 6. Tausend, 1936



Ludendorffs Halbmonatsschrift
„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"

mit Tiefdruckbildern, erscheint am 5. und 20. jeden Monats. Es ist die einzige Zeitschrift, in der der Feldherr und seine Gattin schreiben. Immer gegenwartnahe, unterrichtet Ludendorffs Halbmonatsschrift über alle Gebiete völkischen Geisteslebens, über Deutsche Gotterkenntnis, aber auch über das heutige Wirken der überstaatlichen Mächte in den Völkern Europas und der ganzen Welt; auch finden darin Abhandlungen über Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Erziehung und Hochschulwesen Aufnahme.

Einzelpreis —.40 RM., Monatsbezugspreis durch die Post —.64 RM.,
unter Streifband vom Verlag —.70 RM.

Ludendorffs Verlag G. m. b. H. / München 19



